Geogr. Un. 479 k - 1

<36630002650018

<36630002650018

Bayer. Staatsbibliothek

Gemeinnützige

Unterhaltungen

über

Länder-, Natur- und Völkerkunde

Aus den

neuesten, besten englischen, französischen und deutschen Reisebeschreibungen gezogen, und für Leser aus allen Ständen

bearbeitet

von

einer Gesellschaft naturforschender Freunde.

Erstes Stück.

Erfurt,

bei J. E. G. Rudolphi.

1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Schon aus dem Titel wird die Absicht dieser Zeitschrift erhellen. Wir wollen nicht dem Gelehrten Stoff zum Nachdenken über neue, ihm unbekannte Gegenstände geben, sondern die Kenntniß der Erde (und besonders der Außereuropäischen Welt) die schon von so vielen Gelehrten mit Vortheil und Glück bearbeitet und zur unentbehrlichen Wissenschaft gemacht ist, noch allgemeiner zu machen suchen, und sie auf diesem Wege dem Auge derjenigen näher bringen, die entweder mit Gelehrten in keiner nähern Verbindung stehen, oder auch die darüber vorhandnen lesenswürdigen und kostbaren Werke nicht kennen und haben.

Freilich wird auch bei denen Lesern, die wir zu unserm Publicum rechnen, wenigstens

eine allgemeine, oberflächliche Kenntniß der Erde und was dazu gehört, vorausgesetzt. Aber diese ist denn auch hinreichend, um ihnen bei der Lectüre unserer Zeitschrift keine Dunkelheit übrig zu lassen. Sobald wir indessen auf Zweifel stoßen, daß dieß und jenes in diesen Blättern unsern Lesern ohne gewisse geographische, naturhistorische und andere Vorkenntnisse, nicht verständlich genug seyn würde; so werden wir uns bemühen, durch hinzugefügte Erklärungen und Anmerkungen über alles das gehörige Licht zu verbreiten, und so dem Publikum, für welches wir schreiben, allgemein verständlich zu werden suchen.

Kein Sachverständiger wird dieses Unternehmen und dessen Absicht tadeln zu müssen glauben. Und wenn auch der eigentliche Gelehrte Vieles darin finden wird, was er in den ihm bekannten Quellen schon längst ausführlich erzählt gelesen, worüber er selbst mit Anstrengung nachgedacht hat; so wird er sich dennoch gewiß darüber freuen, wenn ein Theil der Kenntnisse, die er sich durch sorgfältiges Studium der Erde und ihrer Bewohner erwarb, auch denen, in einer allgemein verständlichen Sprache, mitgetheilt

wird, die keine Gelegenheit haben, auf seinem Wege zu einiger Kenntniß in diesem Fache der Wissenschaften zu gelangen, aber dennoch den Wunsch hegen, sich über manches Merkwürdige auf unserm Planeten zu belehren.

Für solche Leser also, die den Wunsch haben, sich mit den Merkwürdigkeiten, mit den besondern Sitten, Gebräuchen, Beschäftigungen etc. fremder Völker, ferner mit den Naturseltenheiten, Kunsterzeugnissen und andern Dingen dieser Art, etwas bekannter zu machen, als ihnen ihre bisherigen Umstände und Situationen, in denen sie lebten, es verstatteten, — für diese ist zunächst unsere Arbeit bestimmt. Wir benutzen dabei, (wie schon der Titel anzeigt) die besten und beliebtesten Werke der Engelländer, Franzosen und Deutschen, und liefern aus ihnen mit möglichst sorgfältiger Auswahl die interessantesten Gegenstände, von denen wir glauben können, daß sie dem vorgesetzten Endzweck entsprechen. — Um unsrer Zeitschrift nach besten Kräften Mannigfaltigkeit und Interesse zu geben, sollen geographische, naturhistorische, statistische u. dgl. Abhandlungen mit einander

abwechseln, damit theils durch einerlei Gegenstände die Aufmerksamkeit der Leser nicht ermüdet, theils einem Jeden, der, so wie wir ihn uns denken, nach seiner Neigung dies oder jenes für ihn besonders Interessante zu lesen wünscht, ein möglichstes Genüge geleistet werde.

Möchten doch einsichtsvolle Gelehrte diese unsere gemeinnützige Absicht nicht mißkennen, sondern sie durch ihr Ansehen und ihre Empfehlung bekannter zu machen, sich geneigt finden lassen!

Die Herausgeber.

Inhalt des ersten Stücks.

		Seite
I.	Neue Beiträge zur Natur- und Völkergeschichte von Australien.	1
II.	Ueber Gewinnung und Bereitung des Federharzes	87
III.	Beschreibung der Stadt- und Landschaft Quito; ihrer Einwohner und deren Sitten Meinungen und Gebräuche.	90
IV.	Naturgeschichte des Agami oder des Trompetervogels.	103
V.	Ueber Truxillo und dessen Bewohner.	109
VI.	Neuere Erfahrungen und Bemerkungen über den Zitteral und dessen electrische Kraft.	115
VII.	Die größte Messe in der Welt.	124
VIII.	Beiträge zur Geschichte der Chinarinde	128

	Seite
IX. Die Arauker in den Ebenen von Chili.	131
X. Allgemeine Bemerkungen über Arabien und dessen Bewohner. , , ,	135
XI. Das Cochenille , Insekt. , ,	163
XII. Das Erdbeben zu Lima im Jahr 1746.	169
XIII. Das Argali, oder sibirische wilde Schaaf	178

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Neuere Beiträge zur Geographie und Naturgeschichte von Australien.

(Nach dem Englischen: A. Voyage round the world in the Frigate Pandora performed under the direction of Cptn. Edwards. a. 1790. 91 et 92. London by G. Hamilton 1793.)

Alle unter dem Namen Australien zusammen begriffene Erdstriche sind mehr oder minder große Inseln, die fast alle auf der südlichen Hälfte der Erdkugel, unterhalb des Aequators im Südmeere und jenseits der drei südlichen Enden der bekannten Erdtheile Asien, Africa und America, d. i. jenseits des Vorgebirgs der guten Hofnung, der Moluckischen Inseln und des Feuerlandes, zerstreut liegen. Ein ansehnlicher Theil derselben liegt in der heißen Zone von einem Wendekreise bis zum andern; die übrigen aber erstrek

ken sich aber bis an das südliche Ende der heutigen Erdkunde, d. i. bis zum 48ten und 60ten Grade Süderbreite. Man nennt sie auch den 5ten Welttheil, und rechnet dazu alle die Inseln, welche ostwärts der Insel Java, oder, welches einerlei ist, von den Molucken und Philippinen an, theils in der ganzen heißen Zone rings um die Erde herum, theils in der gemäßigten Süd-Zone seit dem Jahre 1500 entdeckt worden sind, oder noch entdeckt werden: nur diejenigen Inseln ausgenommen, welche zum festen Lande gerechnet zu werden pflegen, oder, wegen ihrer nahen Lage bei dem festen Lande, gerechnet werden müssen. Den Flächeninhalt dieser sämmtlichen Inseln schlägt man auf 550,000 Quadratmeilen.

Die Südsee oder das stille Meer (richtiger wol der große Ocean) worin diese Inselwelt zerstreuet liegt, wird gegen Osten durch die Westküste von America, gegen Westen durch die Inseln von Japan, durch die Latronen, Philippinen und die von Cook 1770 zuerst entdeckte Ostküste von Neuholland (Südwallis) und gegen Süden und Norden nach beiden Polen zu, durch Felder und Berge von ewigem Eise begränzt, welche Cook ebenfalls unter dem 71° der Süder- und Norderbeite fand.

Das Clima ist auf der ganzen neuen, südlichen Inselwelt milde, zum Theil auch heiß, nur in Neu-Seeland ist die Witterung rauher, als in den andern Inseln.

In Ansehung der Entstehung dieser Inseln nimmt man theils an, daß viele derselben hervorragende Berge eines versunkenen ungeheuer großen Stückes vom festen Lande seyen: theils behauptet man, daß sie durch vulcanische Kräfte aus dem Boden des Meers emporgehoben worden; endlich auch, daß die Corallenthiere, deren Baue in diesen Gegenden häufig, gleich Thürmen, aus dem Wasser emporragen, nicht geringen Antheil an dem Daseyn dieser Eilande haben.

Woher Australien, besonders der untere Theil desselben, oder die unzählige Menge von Inseln im stillen Meere, seine Bewohner erhalten habe, ist oft gefragt, und auf sehr verschiedene Art beantwortet worden. Die wahrscheinlichste Antwort giebt wol der ältere Herr Forster, welcher glaubt, daß Australien vom südöstlichen Asien aus nach und nach bevölkert worden sey. Auch führt Uebereinstimmung in Farbe und Form des Körpers, in Verfassung und Lebensart, hauptsächlich aber die Aehnlichkeit der Sprache auf diese Meinung. In Ansehung der Körperfarbe kann man sie eintheilen in Schwarze und Nichtschwarze. — Zu den erstern, die theils wahre Neger, theils Negern ähnlich sind, gehören vornämlich die Neuholländer, die Einwohner auf Neu-Guinea, die Papuer, Neu-Irrländer und Brittannier, die Bewohner der Charlotteninseln, der neuen Hebriden und die Neu-Caledonier. — Unter die Nicht

schwarzen gehören die Bewohner der freundschaftlichen Inseln, die Neu-Seeländer, die Bewohner der Sandwich- und Societätsinseln, und der Osterinseln. — Die Farbe aller dieser Insulaner steigt vom Gelbweißen durch alle Nuancen bis zum Schwarzbraunen und Räucherichten. In ihren Sprachen, so wie ihren Gesichtszügen sind sie einander sehr ähnlich, und besonders zeichnen sie sich durch sehr weite Nasenlöcher aus, ohne das deßhalb die Nase platt und breit wäre.

Die Anzahl der sämmtlichen Bewohner Australiens mag sich etwa auf anderthalb Millionen belaufen, von denen bei weitem die Meisten sich von selbst wachsenden Pflanzen, Wurzeln, Beeren und Baumfrüchten ernähren, ohne daß sie sich Mühe geben, dergleichen Gewächse zu ziehen. Doch wissen Einige von ihnen verschiedene Pflanzen durch Zubereitung genießbarer zu machen. So z. B. brauchen sie die Wurzel einer gewissen Pfefferpflanze (Piper latifolium) eben dazu, wozu die Brasilianer und viele andere Einwohner von America die Manjoc-Wurzeln benutzen, nämlich zur Bereitung eines starken berauschenden Getränks, welches sie Cava nennen. Als Cook auf seiner letzten Reise nach diesen Inseln kam, faßten einige seiner Leute ein Herz und tranken von diesem Safte. Sie wurden aber sehr stark davon berauscht, oder vielmehr betäubt und sinnlos, und kamen nur nach langer Zeit und ganz langsam wieder zu sich selbst. Die vornehmern Insulaner bringen den ganzen

Morgen mit Cavatrinken zu; verziehen zwar bei jedem Schluck das Gesicht, wie bei etwas Widerlichen, und werden hinterdrein mit einem Schauer befallen: aber durch lange Gewohnheit hat dies Getränk für sie das Betäubende verloren.

Unter den Thieren, die auf allen Südsee-Inseln gemein sind, findet man eine Art Eisvögel (Alcedo collaris Forst.) mit unzähligbaren Abarten, die aber alle auf O-Tahiti für heilig gehalten werden.

Eben so allgemein sind die sogenannten Tölpel, (Pelecanus Sula et Pelec. Fiber) sowol große als kleine. Diese sind so groß wie eine Taube, dahingegen jene die Größe einer Ente haben. Ihren gemeinschaftlichen Namen haben sie von den Matrosen deshalb bekommen, weil sie sich blindlings auf die Masten und Seegelstangen der Schiffe setzen, und sich sehr leicht mit den Händen greifen lassen. Von ihrer Erscheinung schließt man mit mehr Sicherheit, als von allen übrigen bekannten Seevögeln, auf die Nähe des Landes.

---

1. Oster-Insel.

Sie liegt unter dem 28° der Süderbreite und dem 92° westlicher Länge von Ferro, ganz nahe am Wendekreise des Steinbocks auf dessen Südseite, westlich von Südamerika.

Ihren Namen hat sie erhalten von einem gewissen Jakob Roggewein, dem Befehlshaber einer Holländischen Flotte. Dieser entdeckte sie bei seiner Reise um die Welt, am Ostertage den 6. April 1722. (Auf Englisch heißt sie Easter-Insel.) Doch ist jener Holländer nicht der erste, der sie sah, denn schon im Jahr 1586 soll Capitain Davis eine Küste davon entdeckt haben, die eben daher auch Davis Land genannt wird. Im Jahr 1770 besuchten sie auch die Spanier, und nannten sie St. Carlos-Insel.

Der Boden dieser Insel ist im Ganzen elend und dürre. Je weiter man ins Land kommt, desto kahler und unfruchtbarer ist er. Man findet ihn auch mit Felsen und Steinen verschiedener Größe bedeckt, die alle ein schwarzes, verbranntes und schwammigtes Ansehen haben, und nirgends ist ein hochstämmiger Baum zu sehen.

Die Einwohner sind lebhaft, munter und schnellfüßig: haben ein sanftes, bescheidenes Betragen, sind aber dabei furchtsam und feige. Bei Roggeweins Ankunft überreichten sie den Holländern auf den Knieen einige Lebensmittel und eilten schnell wieder von dannen. Längst der Küste waren viel steinerne Götzen in Menschengestalt, aber mit langen Ohren und einer Krone auf dem Kopfe, aufgerichtet, woran das Ganze sehr regelmäßig und vollkommen ausgearbeitet war.

Sie flohen zu ihren Götzen und suchten Hülfe; Waffen hatten sie nicht.

---

2. Neu-Seeland.

Diese aus mehrern größern und kleinern Inseln bestehende Gruppe, liegt gerade so, daß die Bewohner derselben die Gegenfüßler der Spanier sind. Von Europa liegt sie also am weitesten. Ihre Süderbreite fällt zwischen den 34ten und 48ten Grad, und ihre westliche Länge von Ferro zwischen den 163ten und 176ten Grad.

Die beiden größten unter diesen Inseln, nennt man die große Nordinsel, und die große Südinsel; beide haben weit mehr Breite als Länge. Die nördliche hat eine sehr irreguläre Figur, und erstreckt sich besonders nach Nordwesten mit mehreren, gleich Armen gestalteten Halbinseln ins Meer. Die südliche gleicht mehr einer Landzunge, in der Richtung von Nordwest nach Südost, hat aber auch in Nordwest einige beträchtliche Landspitzen.

Die Luft auf beiden Inseln ist im Sommer weder sehr heiß, noch im Winter empfindlich kalt; das Clima also sanft und gemäßigt; in der südlichen Hälfte der Südinsel befinden sich indessen stets beschneiete Gebirge.

Die Ostküste der nördlichen großen Insel nannte ihr erster Entdecker, der Holländer Abel Taßmann,

der sie erst für eine Küste des damals vermeinten und mit dem Südpol zusammenhängenden festen Landes hielt, im Jahr 1642 das Staatenland. Die ganze Insel aber heißt bei den Eingebornen Chinomauwi, und die Südinsel Tavy oder Tovypunammou. Nach buchstäblicher Uebersetzung heißt der letztere Name soviel, als das Wasser des grünen Talksteins, deutet also hauptsächlich den Theil der Südinsel an, wo die Einwohner ihre grünen Bittersteine herbekommen, aus denen sie Zierrathen und Geräthschaften verfertigen.

Zwischen beiden großen Inseln befindet sich eine 4 bis 5 Meilen breite Meerenge, Cooksstraße genannt. Taßmann hielt sie für einen Busen des vermeintlichen großen festen Landes, und gab ihr den Namen Mörderbay, weil die Neuseeländer daselbst drei von seinen Leuten heimtückisch überfielen und tödteten. Cook hingegen, der auf seinen drei Reisen dies Land besuchte, und auf der ersten ein volles halbes Jahr, nämlich vom 6. Oktob. 1769 bis 6ten Aprill 1770 auf die Untersuchung desselben verwandte, entdeckte erst, daß die vermeintliche Bay eine wirkliche Meerenge sey, die das präsumtive feste Land in zwei Inseln zertheile; und ihm zu Ehren wurde daher diese Meerenge Cooksstraße genannt.

Beide Inseln sind im Innern reichlich mit Gebirgen, und an den Küsten mit Vorgebirgen versehen, und diese Gebirge sind dicht mit Waldungen bewach-

sen. Auch fehlt es nicht an Bayen, Buchten und kleinen Strömen, die süßes Wasser in Menge liefern. — Auf der Ostseite der Nordinsel, giebt es unter den 15 Vorgebirgen eins, welches darum bemerkt zu werden verdient, weil hier die Neuseeländer den Engelländern einen jungen Knaben stahlen, der ihnen aber wieder abgejagt wurde. Zum Andenken dieser Begebenheit nannte man dies Vorgebirge: Cape Kidnappers. (Kinderräuber Cap.)

Der Boden auf der Südinsel ist nicht sehr fruchtbar, wenigstens bei weitem nicht so, wie der auf der Nordinsel. Denn dieser ist geschickt, alle Arten von Europäischen Getraide, Obst und Früchten zu tragen. Die Thäler sind nur hie und da waldigt, überhaupt aber fruchtbar. Europäischer Acker- und Gärtnerfleiß könnte alles darauf bauen.

Die Bewohner auf beiden großen Inseln sowohl, als auf den kleinern, sind rauhe Krieger und Menschenfresser, denn sie verzehren die getödeten Feinde. Ackerbau treiben sie nicht, doch zeigen sie vielen Kunstfleiß in Zubereitung von Kleidern, Waffen, Festungswerken und Schiffergeräthen. Dies alles verfertigen sie mit den elendesten Werkzeugen, die aus Bitterstein gemacht sind. Wie Kinder staunten sie die Pferde und Kühe auf den Schiffen an, und konnten gar nicht begreifen, was das für Geschöpfe seyn möchten. Alles erregte ihre Bewunderung, aber nichts war im Stande, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Als Cook

zum erstenmal mit ihnen bekannt werden wollte, ließ er mit einer Schaluppe einer Fischerpirogue nachsetzen in welcher sich sieben Seeländer befanden. Kaum aber war ihnen die Schaluppe nahe genug, als auch die Seeländer sich mit Rudern und Steinen so nachdrücklich aller weitern Annäherung widersetzten, daß Cooks Leute genöthigt waren, zur Vertheidigung ihres Lebens auf jene zu feuren. Viere von ihnen tödteten sie auf diese Weise, die drei übrigen machten sie zu Gefangenen. Dies waren noch ganz junge Bursche, aber so furchtsam und erschrocken, daß nur die freundlichste und liebstreichste Behandlung sie nur erst ganz allmählig zu sich selbst bringen, und sie munter machen konnte. Endlich schienen sie sich zu beruhigen, fiengen an zu essen, und sangen zuletzt mit vieler Anmuth ein Lied, das, wie ein Choral, einen ernsthaften, langsamen Gang, und viele halbe Töne hatte. Cook ließ sie wieder ans Land setzen. Sie bezeigten aber keine sonderliche Lust, zu ihren Landsleuten wieder zurückzukehren, sondern kamen immer wieder nach den Schiffen zurück.

Die Neuseeländischen Männer sind groß, stark und braun. Haare und Bart sind schwarz und stark, meist hinten abgeschnitten, und das Uebrige auf dem Scheitel in einen Knopf zusammen gebunden, unter welchen sie Vogelfedern, sonst auch wol einen hölzernen oder beinernen Kamm mit Muschelschaalen geziert, stecken. Ihre Zähne sind weiß, wie Elfenbein. Es giebt

sehr alte Leute unter ihnen, und ihre Gesundheit scheint dauerhaft. Ihr Betragen unter einander ist friedlich und sanft; aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und geben kein Quartier. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen; und daher müssen die Stämme, die tiefer im Lande wohnen, der Hungersnoth oft ausgesetzt seyn. Vielleicht schreibt sich eben davon der schreckliche Gebrauch her, ihre getödteten Feinde zu essen. Sie ritzen sich schwarze Flecken in die Haut, und zwar die Männer am ganzen Leibe. Diese Zierrathen vermehren sie mit jedem Jahre, so daß sie im Alter ganz damit bedeckt sind. Außerdem machen sie noch, zumal ins Gesicht, Furchen einer Linie breit, die sie mit schwarzer Farbe einreiben, wodurch sie ein gräßliches Ansehen bekommen. Die Ohrzipfel der Männer und Weiber sind aufgeschlitzt, und sie tragen darin theils Knochen und Muschelschaalen, theils grünen Bitterstein, Tuchlappen, und oft ganze Büschel weißer Albatroßfedern, die ihnen faustgroß neben den Backen liegen, und ihnen ein sonderbares Ansehen geben. Ihre Kleidung ist so besonders, daß wenn sie sich darin, wie gewöhnlich, auf die Fersen niederlassen, sie wie kleine Strohhütten oder Heuhaufen aussehen. Sie besteht aus einer Art Mantel, der aus den Blättern der Schwerdlilie gemacht ist. Diese Blätter werden in drei oder vier Streifen gespalten, und diese, wenn sie trocken sind, so zusammengeknüpft und verbunden, daß ein Zeug daraus entsteht, der ein Mittelding zwischen Netz und Bast-

matte ist. Alle die Spitzen dieser Blätter, die 8 , 9 Zoll lang sind, hängen am äußern Theile zottigt herab, so daß das Ganze fürchterlich wild aussiehet. Diese Mäntel, welche sie als Oberkleider tragen, sind zwar häßlich, taugen aber sehr gut für Leute, die oft ohne allen sonstigen Schutz gegen Regen unter freiem Himmel schlafen. Diese Mäntel binden sie oben am Halse mit einer Schnur fest und stecken sie mit einer daran hängenden großen Nadel von Knochen zusammen. Darunter sind sie ganz nackend, und haben nichts um den Leib, als einen Gürtel, in welchem sie ihre Patu-Patu, (welche unten weiter beschrieben werden) stecken, und sie darin zum Staate tragen. Am Halse haben sie außer der krummen Nadel noch einen geschnittenen Fischzahn zum Zierrath hängen. Sie verfertigen aber auch sehr künstliche und artige Zeuge. So tragen sie zuweilen, außer den zottigten Schilfmänteln, ein Unterkleid, das wie ein Hemd gemacht, bunt gestreift, und aus den Fäden einer Pflanze, die man Seidenflachs nennen könnte, gewebt, oder vielmehr in einem Rahmen geflochten ist. Sie besetzen diese Kleider mit schmalen Streifen von Hundefell, und sticken die Säume davon sehr zierlich bunt. Sie tragen viel Zierrathen in den Ohren und am Kopfe. — Ihre Häuser sind schlecht, und wenn sie auf Reisen sind, dient ihnen das erste Gebüsch zur Herberge. Die Häuser selbst bestehen nur aus einer elenden Hütte von Schilf und Rohr, die gewöhnlich nicht über 6 Fuß hoch ist, so daß man nicht

aufrecht darin stehen kann, und statt der Thür hat sie nur ein viereckigtes Loch, etwa einer Elle groß, durch welches sie hineinkriechen. Sie wissen nur zu braten oder zu rösten, und haben kein Gefäß, um Wasser heiß zu machen. Ihre Kisten sowol, als ihre Piroguen sind mit dem besten und schönsten Schnitzwerk geziert. Die letztern sind von ansehnlicher Größe, fast 70 Fuß lang, 5 Fuß breit, und 3½ Fuß tief. Jede Seite besteht aus einem einzigen Brete, das einen Fuß breit und etwa 1½ Zoll dick ist.

Sie haben steinerne Scheeren und Aexte, die sie über alles schätzen und um keinen Preis vertauschen. Ihre Waffen bestehen in Lanzen, Wurfspießen, Streitäxten und dem Patu-Patu. Der letztere ist eine Keule von beliebiger Form, ohngefähr 18 Zoll lang, gemeinlich aus Stein oder Wallfischknochen. Sie befestigen dies Instrument entweder an dem Gelenke der rechten Hand, oder tragen es als ein Ehrenzeichen, gleich einem Dolch oder Degen im Gürtel. Ihre Oberhäupter führen überdies noch eine Art von Commandostab aus der Ribbe eines Wallfisches gemacht. Die Lanze, die gewöhnlich 30 Fuß lang ist, fassen sie in der Mitte an und können damit in sehr großer Entfernung weit und sicher treffen.

Sie haben einen Kriegsgesang und Kriegestanz, wobei sie, wie uns Cook berichtet, ihre Feinde mit den Worten herausforderten: Kommt zu uns, wir wollen euch mit unserm Patu-Patu umbringen.

Die Lieder klingen angenehm, die Melodie derselben ist gewöhnlich langsam und klagend am Ende. Eigentliche musicalische Instrumente besitzen sie nicht, denn ein Muschelhorn und eine elende hölzerne Flöte verdienen diesen Namen nicht.

Zum Stehlen haben sie eine große Neigung und gebrauchen dazu sowol Gewalt als List, doch nur gegen Fremde, niemals, oder wenigstens selten gegen ihre Landesleute.

Als die Europäer unter Cooks Führung nach diesen Inseln kamen, fanden sie wenigstens 400 neue Arten von Pflanzen, die vorher noch von keinem Botaniker gekannt und beschrieben waren, aber nur darunter sehr wenig eßbare und fruchttragende, Merkwürdig ist unter diesen eine Flachspflanze, (Chlamydia oder Phormium tenax Forst.) von der es zwei Arten giebt. Die Blätter an beiden sind den Blättern der Schwerdlilie ähnlich. Die Blüthen sind nicht so groß, aber die kleinen Büschel, in denen sie zusammen wachsen, sind in größerer Zahl, als bei jenen. An der einen Art sind sie gelbe, an der andern dunkelroth. Aus den Blättern dieser Pflanze verfertigen die Neuseeländer mit sehr weniger Zubereitung, nicht nur alle ihre gewöhnlichen Kleider, sondern auch alle Arten von kleinen Schnüren, Angelschnüre und allerlei Stricke, die alle dem, was wir aus Hanf machen können, an Stärke weit vorzuziehen sind. Aus eben dieser Pflanze wissen sie durch eine andere Zubereitung lange, dünne Fä-

serchen zu ziehen, die wie Seide glänzen und schneeweiß sind. Von diesen außerordentlich festen Fäden werden die feinern Kleidungsstücke verfertiget. Endlich machen sie auch noch von den Blättern, ohne weitere Umstände, als daß sie in gehöriger Breite gespalten werden, ihre Fischnetze, die zuweilen ungeheuer groß sind. Diese Chlamydia scheint übrigens eine harte und in jedem Boden wachsende Pflanze zu seyn. Sie wächst auf Bergen und in Thälern, im trockensten Lande und im tiefsten Moraste. An Sümpfen wurde sie am stärksten und größten gefunden.

An der Nordküste der großen Südinsel hörten Cook und seine Begleiter ein sehr angenehmes Vögelkoncert. Ihre Anzahl war sehr groß, und sie schienen im Gesange zu wetteifern. Es klang wie der Schall kleiner, wohl gestimmter Glocken, und übertraf alles, was sie bis dahin in dieser Art gehört hatten. Etwa 2 Stunden nach Mitternacht fiengen sie an zu singen, und hielten damit bis zu Sonnenaufgang an, den Tag über waren sie stumm.

Vierfüßige Hausthiere fand man nur zweierlei, nämlich Ratzen und Hunde. Die letztern wurden von den Eingebornen blos deswegen gehalten, um sie zu essen.

Zahmes Geflügel gab es gleichfalls nur wenig, und eben so auch Ungezieser, desto reicher aber waren die Küsten an Fischen aller Art. Am merkwürdigsten darunter war das sogenannte Buccinum Tritonis, die kostbarste und schönste unter den Flußconchylien.

Die Dörfer auf allen Neuseeländischen Inseln liegen gemeiniglich sehr hoch und haben die Gestalt der Bergfestungen. Sie sind mit einer doppelten Reihe von Pallisaden und Gräben eingeschlossen, so daß es das Ansehen hat, als lebten die Neuseeländer beständig im Kriege, und als müßten sie stets vor einander auf ihrer Huth seyn.

---

3. Norfolk-Eiland.

Diese kleine Insel liegt nordwestlich von Neuseeland im 29° Süderbreite, hat 5½ deutsche Meilen im Umfange, ist 6 Meilen lang und 4 Meilen breit.

Das Clima darauf ist heiter, gesund und angenehm. Vor übermäßiger, drückender Hitze wird die Insel durch die steten Seewinde gesichert, und im Winter hat sie eine so gemäßigte Temperatur, daß die Vegetation ununterbrochen fortdauert, und eine Saat sogleich auf die andre folgt. Gras wächst wenig oder gar nicht, destomehr aber Bäume, Gesträuche und andere Vegetabilien, die durch die von Zeit zu Zeit fallenden Platzregen im ewigen Grün erhalten werden. Während der Wintermonate, d. i. vom Aprill bis zum August, wehen Süd- und Südwestwinde bisweilen sehr stürmisch. Im Sommer aber wehet der Ostwind fast beständig. Der Frühling, (wenn man ihn so nennen will) zeigt sich im August, allein die einheimischen Bäume und viele Pflanzen auf der Insel stehen in beständiger Blüthe. Der Som-

Sommer ist sehr warm, und manchmal ist die Dürre sehr groß. — Alles Korn und andere Europäische Pflanzen bringen ihren Saamen im December. Vom Februar bis zum August ist die regnigte Jahreszeit; das heißt nicht, daß es alsdann beständig fortregnen sollte, (denn es ist bisweilen 14 Tage nach einander schönes Wetter) sondern, wenn es regnet, so fallen heftige Regengüsse. Das ist denn der sogenannte Winter, der trotz des häufigen Regens noch angenehm genug ist, indem es niemals bis zum Frieren kalt ist.

Als Cook diese Insul entdeckte, gab er ihr, zu Ehren der Englischen Famlie Norfolk, den obigen Namen, jetzt aber heißt sie Philipps Eiland.

Mit Wasser ist sie sehr reichlich versehen, und besonders entspringt auf dem Pittsberge ein starker, wasserreicher Strom, der durch ein schönes Thal fließt, und sich da in mehrere Arme theilt, von denen jeder einzelne stark genug ist, Mühlen zu treiben. Außerdem sind auch in verschiedenen Gegenden der Insel vortreffliche Quellen.

Die ganze Insel ist mit hohen, steilen Felsen umgeben, sie selbst ist im Innern sehr gebirgigt, und hat verhältnißmäßig große Thäler. Viele von den Bergen sind ungemein steil, sehr wenige aber so ganz perperdiculär, daß sie gar nicht angebaut werden können. Doch haben diese zum wenigsten gutes Brennholz. Der allerhöchste Berg, der sich mitten auf der Insel erhebt, heißt der Pittsberg, und ist etwa 150 Klaftern hoch.

Die Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens kann gar nicht größer seyn. Wo man nur grub und untersuchte, fand man auf eine Tiefe von 5-6 Fuß eine fruchtbare schwarze Gartenerde, oder auch wol eine fette röthliche Erde, die sich in ihrer Güte bis auf 40 Fuß Tiefe gleich blieb. Die Grundlage unter dieser Erde, so wie der ganzen Insel, ist ein harter, fester Thon.

Die beiden schätzbarsten vegetabilischen Producte auf der Insel, sind: die Flachspflanze und die Tanne. Die erstere ist in so großem Ueberflusse da, und wächst so stark und üppig, daß man Segeltuch, Tauwerk u. dergl. daraus verfertigen kann, aber eben so tauglich ist sie auch zu den feinsten Zeugen. Sie erreicht im Wachsthum eine Höhe von 8 Fuß, und die Blätter, von denen der Flachs gemacht wird, werden 6 Fuß lang und 6 Zoll breit. Jede Pflanze hat gewöhnlich 7 solcher Blätter. Ein harter, holzartiger Stengel erhebt sich aus der Mitte und trägt die Blüthe. Die Pflanze besaamet sich jährlich, und die alten Blätter werden durch neue vertrieben.

Die ganze Insel ist gleichsam als ein fortlaufender Wald, oder vielmehr als ein Garten voll der schönsten Fichten und Tannen anzusehen, die an Größe und geradem Wuchs alle ähnlichen Bäume in andern Ländern weit übertreffen. Sie sind oft 160 bis 180 Fuß hoch und haben unten am Stamme zum Theil 9-10 Fuß im Durchmesser. Sie wachsen ohngefähr 80 Fuß hoch, ohne einen Zweig zu treiben, und sind bis dahin sehr

brauchbar, weiter hinauf aber zu hart und knotig. Ihr Holz ist von der besten Beschaffenheit und beinahe so leicht, wie bei den vorzüglichsten Norwegischen Mastbäumen. Der Terpentin, den man daraus gewinnt zeichnet sich besonders durch Reinheit und weiße Farbe aus. Nur ist es Schade, daß die meisten dieser Bäume nicht gesund sind.

Außer diesen Tannen und Fichten wachsen auch noch besonders die Kohlpalme, der wilde Pisang, der Farrenkrautbaum, wilder Spinat und eine Art Johannisbeeren, als eßbare Pflanzen. Der Farrenkrautbaum wird 7 bis 80 Fuß hoch, und giebt vortreffliches Futter für Schaafe und Hornvieh. Auch wächst die Pfefferstaude hier in großem Ueberfluß.

An den Küsten fängt man die schönsten Fische in großer Menge, besonders sehr große Aale, und in der gehörigen Jahreszeit auch sehr schöne Schildkröten. — Die Wälder werden von unzähligen Arten von Vögeln belebt, von denen viele ein sehr schönes Gefieder haben. Die nützlichsten davon sind die wilden Tauben, deren es eine große Menge giebt, und ein Vogel, der dem Perlhun einigermaaßen gleicht, die Farbe ausgenommen, welche ganz weiß ist. Beide Arten waren bei Ankunft der Europäer so zahm, daß sie sich mit der Hand greifen ließen. Die Menschen, die sich 1790 von einem gestrandeten englischen Schiffe hier retteten, würden gewiß den schrecklichsten Hunger gelitten haben, wenn nicht den ganzen Aprill und Mai hindurch die Berge

der Insel mit einer großen Menge dieser Vögel so stark bedeckt gewesen wären, daß man jede Nacht einige Tausend davon todschlagen konnte, ohne eine Abnahme derselben zu spüren, weswegen auch die Engländer diese Vögel, Vögel der Vorsehung nannten.

Vierfüßige Thiere giebt es, außer Ratten, auf der ganzen Insel nicht.

Einwohner sind weiter keine hier, als die von England aus dahin gekommen sind.

---

4. Neu-Holland.

Diese Insel von ungeheurem Umfange liegt zu beiden Seiten des Wendekreises des Steinbocks im südlichen Ocean, westlich von Amerika, und östlich von Afrika.

Sie hat eine sehr irreguläre Figur, besonders in der Breite, welche in ihrer größten Ausdehnuug auf der Ostseite, sich doch nicht so weit erstreckt, als ihre Länge. Die größere Breite auf der Ostseite entsteht durch zwei entgegengesetzte Landspitzen, wovon sich die eine nördlich, die andere südlich weit in das Meer erstreckt. Beide bilden dadurch westlich zwei Busen. Der südliche, von außerordentlicher Größe, biegt sich in die ganze Südküste von Neu-Holland nach ihrer völligen übrigen westlichen Länge ein. Der nördliche ist im Vergleich mit jenem, sehr schmal zu nennen. Er zertheilt die östliche Nordküste in fast gleiche Hälften, die

sich nur durch ihre Figur unterscheiden, indem die östliche Hälfte zugespitzt ist, die andere aber stumpf und breiter in das Meer eingehet. Von dieser andern zieht sich nun die westliche Nordküste allmählig südlicher herab, und so schmälert sich nach Westen hin die westliche Hälfte von Neu-Holland immermehr zu. Im Ganzen hat diese Insel in ihrer Gestalt ziemlich viel Aehnlichkeit mit Afrika, und auch darin, daß sie, wie jener Welttheil, nordwärts und ostwärts in einiger Entfernung eine Menge von Inseln zu Nachbarn hat.

Da es sich sowol durch Cooks Reisen, als durch die Beobachtungen neuerer Reisender bestätiget hat, und noch immer mehr bestätigt, daß Neu-Holland eine völlige Insel ist, so ist es ohnstreitig die größte Insel der Erde, und fast so groß wie Europa, denn man berechnet seinen Flächeninhalt auf 162,000 geographische Quadratmeilen; es hat also einen größern Umfang, als irgend ein andres Land in der Welt, das nicht den Namen Welttheil führt. Die größte Länge dieser ungeheuern Insel beträgt von Osten nach Westen etwa 2400, und von Norden nach Süden 2300 englische Meilen. In der Breite von York-Cap, (der äußersten Nordspitze) bis zum Süd-Cap (der äußersten Südspitze) hält sie volle 33 Grade, jeden zu 15 geographischen Meilen gerechnet.

Der Name Neu-Holland wurde den acht Ländern, die in nachstehender chronologischer Ordnung nach und nach entdeckt wurden, im Jahr 1644 beigelegt, und ist nachher der allgemeine Name geworden.

1) Im Jahre 1616 gieng der Capitain Dirk Hartogh mit dem Schiffe Eendragt von Amsterdam nach Indien unter Seegel, und sahe ein neues Land, das er nach dem Namen des Schiffes, das Land der Eendragt benannte. Daher hat denn noch ein Theil der Westküste den Namen: Terre de la Concorde.

2) Im Jahr 1618 entdeckte ein holländischer Capitain Zechaen von Arnheim, einen andern Strich Landes an der östlichen Nordküste der Insel, und nannte dasselbe, seiner Vaterstadt zu Ehren: das Land Arnheim.

3) Im Jahr 1619 sah ein andrer holländischer Schiffer, Jan de Edels, vom Eendragtlande südlich einen neuen Strich Landes, dem er seinen Namen gab, das daher auch noch jetzt Jan de Edels Land heißt.

4) Im Jahr 1622 entdeckte man wieder (der Name des Entdeckers ist ungewiß) die südlichste Spitze der bis dahin bekanntgewordenen Westküste der Insel, und nannte sie, wahrscheinlich von dem Schiffe, das die Entdeckung machte, das Löwenland.

5) Im Jahr 1627 führte Peter Nuyts ein Schiff, uud entdeckte vom Löwenland an, die ganze, von Westen nach Osten laufende Küste, und nannte sie Nuytsland; so daß nun eine Strecke von mehr als 500 geographischen Meilen an den Küsten dieser Insel hin, bekannt war.

6) Im Jahr 1628 sah ein andrer holländischer Schiffer Wilhelm van Witt, nordwärts vom Eendragtslande und dem Flusse Nemessen noch mehr Land, und nannte es de Witts Land.

7) Ohngefähr um das Jahr 1623, zu der Zeit, als ein gewisser Peter Carpentier, Generalgouverneur, Oberlandvoigt von den holländischen Inseln in Ostindien geworden war, entdeckte man auf Neu-Holland die große Bay, welche die östliche Nordküste theilt, und nannte sie damals nach dem Gouverneur: Bay Carpentaria. Jetzt heißt sie der Crocodillenbusen, und die gegen ihr rechts überliegende Landspitze führt noch den Namen Carpentaria.

8) Im Jahr 1642 gieng Abel Taßmann von der Insel Mauritius aus unter Seegel, und entdeckte die südlichste Spitze von Neu-Holland, welche er, nach dem Namen des einen der beiden holländischen Generalgouverneurs, die ihn ausgeschickt hatten, van Diemensland nannte.

9) Endlich stieß auch der unsterbliche Cook, nachdem er Neu-Seeland untersucht hatte, im Jahr 1769, bei seiner weitern Fahrt nach Westen, ohngefähr im 38° S. B. auf die östliche Küste von Neu-Holland, nicht weit von dem Lande van Diemen. Diese Küste verfolgte er bis zum 11° S. B. und entdeckte also einen Strich Landes von 400 geographischen Meilen, den er, um ihn seinem Vaterlande vorzubehalten, Neu-Südwallis nannte, auf welchem auch die in

neuern Zeiten so berüchtigt gewordene Botany-Bay liegt, die ihren Namen von der reichlichen botanischen Erndte bekam, welche Cooks gelehrte Begleiter, Banks und Solander, hier halten konnten.

Das Clima auf Neu Holland ist milde und gesund. In den Wintermonaten fallen zwar periodische Regengüsse mit schweren Gewittern und Hagel; aber keine Jahreszeit ist die eigentlich regnigte zu nennen. Zuweilen giebt es heftige Stürme mit Donner und Blitz, auch Erdbebenstöße. Die Regen halten aber niemals lange an, und Nebel giebt es selten. Die Wintermonate sind der Junius, Julius, August und ein Theil des Septembers. Die Kälte ist dann doch groß genug, daß zuweilen Eishäutchen des Nachts auf dem Wasser entstehen. Der Breite nach liegt dies große Land unter einem schönen Himmelsstriche Die nördlichen Gegenden desselben, welche 12 Grad innerhalb des Wendekreisen den scheitelrechten Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, leiden zuweilen von übermäßiger Hitze; aber jenseits des Steinbockskreises bis zum 43° S. B. ist das Clima gemäßigt, und etwa mit dem, auf dem Vorgebirge der guten Hofnung zu vergleichen. Sogar die äußerste Spitze von van Diemens Land, welche 9 Grad südlicher, als das Cap in Africa liegt, scheint eben so begünstigt zu seyn, vermuthlich, weil hier kein Schneegebirge, wie nordwärts vom Cap, die Atmosphäre kühlt, und den Winden eine durchdringende Schärfe giebt. Doch ist die Insel, hauptsächlich an

den Küsten, den schnellsten und stärksten Veränderungen der Luft unterworfen. Nicht selten zeigt das Thermomether 50 bis 60 ° einige Stunden nachher 100 bis 112 °, und nach Sonnenuntergang wieder 60 °.

Eine auszeichnende Merkwürdigkeit dieses Landes, worin es den südlichen Gegenden von Africa nicht unähnlich ist, besteht, nach den neuesten Bemerkungen, in einem gänzlichen Mangel an großen Flüssen. Nur auf der Ostseite sind eine Menge kleiner Bäche, die blos in der Regenzeit zu starken Strömen anzuschwellen pflegen, und in den Wäldern giebt es häufige Teiche voll stehenden süßen Wassers, die vermuthlich Ueberreste des häufig fallenden Regens sind: so daß das Land, des Mangels an großen Flüssen ohngeachtet, dennoch keinen eigentlichen Wassermangel hat.

Das Innere der Insel, das noch nicht genau bekannt ist, scheint von ansehnlichen Gebirgen durchschnitten zu seyn, und auch schon an den Küsten, vorzüglich auf Neu-Südwallis giebt es einige ansehnliche Berge, worunter die Carmathen, die Landsdown Berge und der Richmond, die vorzüglichsten sind.

Der Boden auf der Küste von Neu-Südwallis besteht, theils aus Sand, theils aus Morast, besser westlich einwärts aber ist er vortrefflich. Allein das Eindringen tiefer ins Land, ist wegen der vielen Regenbäche, Moräste, Torfmoore, Gesträuche, Buchten

und Canäle, womit die Küste weit hinein reichlich versehen ist, äußerst schwierig. Gegen Abend hin bildet das ganze Neu-Holland eine äußerst niedrige, durch Corallenfelsen und Untiefen gefährliche Küste, der sich so so leicht kein Schiff zu nähern wagt. Das ganze Stück von Neu-Holland, welches den Busen nach Südwesten hin umzieht, ist bis jetzt noch unentdeckt geblieben. Die beinahe 500 Meilen lange Ostküste ist im Ganzen höher, als die westliche, und zeigt überall kleine Anhöhen, Hügel und Berge von mittlerer Höhe. Das leichte, sandigte Erdreich, welches längs dem Meeresstrande die Höhen deckt, verspricht wegen seiner großen Dürre dem Pflanzer keinen Ertrag, und ist durchgehends zum Anbau untüchtig. Doch findet man auch Hügel mit besserm Erdreich bedeckt, wo Wälder mit grasreichen Plätzen wechseln, und Ebenen sowol als Thäler prangen oft mit einem reichen, üppigen Graswuchs, den die Hand des Landmanns leicht zu Wiesen und Auen umschaffen könnte. Man findet da einen Boden von schwarzer Pflanzenerde, die sich ungestört, wer weiß seit wie vielen Jahrtausenden, durch die jährlich absterbenden und verwesenden Pflanzen angehäuft hat.

Einwohner giebt es auf Neu-Holland zweierlei, ursprünglich Eingeborne und Engelländer. Die erstern sind bis jetzt noch die zahlreichern, und verdienen wegen ihrer originellen Sitten und Gebräuche eine umständlichere Beschreibung. —

Sie sind von mittlerer Größe, beinahe 6 Fuß hoch, mager, dabei aber sehr proportionirt, ausnehmend geschwind, geschickt und stark. Ihr Barthaar ist eben so wollig, als das Haupthaar. In ihrem Gesichte ist viel Ausdruck, und die Stimme ist sanft und weichlich. Sie kennen keine andere Art die Speisen zuzurichten, als das Rösten. Das Kochen war ihnen so unbekannt, daß einer von ihnen sich einst die ganze Hand verbrannte, indem er einen Fisch aus den siedenden Wasser herausholen wollte, den einige Engelländer kochten. Sie verstehen die Kunst, dadurch, daß sie trockenes Holz heftig an einander reiben, sehr geschwind Feuer anzumachen; wenn sie es aber einmal auf diese Weise angezündet haben, so erhalten sie es, sey es aus Trägheit, oder aus Mangel an trockenem Holze, gewöhnlich brennend, und lassen sich selten ohne einen Feuerbrand sehen, den sie von Ort zu Ort, und sogar in ihre Canots mit sich nehmen, um sogleich Fische rösten zu können. — Sie sind so geschmeidig und gelenksam, daß sogar sehr alte Männer mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Geschwindigkeit in wenig Minuten auf Bäume klettern, die 50 bis 60 Fuß hoch über der Erde noch keine Zweige haben, und in die man nur einige kleine Kerben eingehauen hat.

Ihre Waffen sind Lanzen, Wurfspieße, Schilder und Schwerdter, die letztern sind von Holz. Die Spitzen der Lanzen und Wurfspieße bestehen aus Fischgräten, Knochen, Muscheln und hartem Holz. Wenn

sie diese weit schleudern wollen, so bedienen sie sich dazu eines Wurfstocks. Dann werfen sie sie aber mit vieler Kraft und Gewißheit, oft auf eine Entfernung von 50 Schritt. — Ihre Schilder sind von Baumrinde.

Ihr einziges scharfes und schneidendes Instrument ist eine, an einem kurzen Stock befestigte Muschel, die sie gewöhnlich brauchen, um ihre Speere zu schärfen, oder Austern von den Felsen loszumachen.

Den Weibern fehlen gemeiniglich zwei Glieder an dem kleinen Finger der rechten Hand. Diese werden ihnen schon als Kindern von 2 Monaten abgebunden. Die abgebundenen Theile sterben bald ab, und werden nachher noch vollends abgesondert.

Auch den Männern fehlt oft der rechte Vorderschneidezahn in der obern Kinnlade. — Den Knorpel zwischen den Nasenlöchern durchboren sie, und stekken auf eine sonderbare, sehr entstellende Art einen fast Spanne langen Knochen, oder auch ein Stück Holz hindurch, das dick genug ist, um aller Luft den Weg durch die Nase zu versperren, so daß sie nicht anders als mit unangenehm schnarrenden Tönen sprechen können, und um Odem zu holen, den Mund stets offen behalten müssen.

Sie haben Narben auf ihrer Haut, die von sehr sonderbarer Beschaffenheit sind. Bisweilen ist die Haut vom Fleische einige Zoll weit aufgetrieben, und siehet aus, als wenn sie mit Wind angefüllt wäre.

Auf diese Art sind ihre Leiber an verschiedenen Theilen benarbt, besonders um die Brust und Arme, häufig auch an den Haken. Sogar der Kopf bleibt nicht einmal stets verschont. Bisweilen bemahlen sie auch ihre schwarzen Leiber mit weißen Streifen, und dies giebt ihnen in einiger Entfernung das Ansehen herumwandelnder Skelette. Oft machen sich die Männer auch Streifen einer andern Art, und zwar auf folgende, gewiß sehr schmerzhafte Weise: Sie ritzen mit einer scharfen Muschelschaale zwei parallellaufende Einschnitte in die Haut, ziehen die dazwischen liegende Haut ab und wiederholen diese Operation so oft, bis die zwischen den Einschnitten befindliche Stelle sich merklich emporgehoben hat, und sie also auf eine ganz unvertilgbare Weise gestreift sind.

Die Hauptnahrung der Küstenbewohner bestehet in Fischen, die sie im Sande fangen, wenn die See sich zurückzieht. Bisweilen fangen sie viel, bisweilen nur wenig. Der Fang mag aber reichlich ausfallen oder nicht, so wird doch alles sogleich geröstet und gemeinschaftlich verzehrt. Nach der Mahlzeit gehen sie zur Ruhe.

Ihre Angelhaken sind von dem innern Theile einer Muschel gemacht, die der Perlenmutter ähnlich ist. Wenn sie glauben, daß ein Fisch, der an den Köder angebissen hat, zu stark sey, um mit der Schnur ans Land gebracht zu werden zu können, so wird das Fischer-Canot an das Ufer gerudert. Indeß nun ein

Mann den Fisch im Wasser gemächlich fortzieht, stehet ein anderer bereit, mit einem Speere nach ihm zu werfen, wobei sie nur sehr selten fehlen.

An persöhnlicher Tapferkeit, so wie an Muth, fehlt es ihnen keinesweges. Davon legten sie zu Cooks Zeiten mancherlei Proben ab, unter andern auch die, daß sie bei dem Anblicke einiger Engelländer, die am Ufer fischten, eben so viele Leute aus ihrem Haufen hervorriefen, als in dem Bote der Engelländer waren. Diese giengen langsam und dreist auf die Engelländer los, und forderten sie zum Gefecht heraus, zu dem es inzwischen durch die Vermittelung der Herren Banks und Solander, die am Ufer sich befanden, nicht kam.

Ihre Hütten bestehen aus einzelnen, ohngefähr 11 Fuß langen, und 4 bis 6 Fuß breiten Stücken Rinde, die so wie sie frisch vom Baume gekommen, in der Mitte gekrümmt, und in einem spitzen Winkel zusammengesetzt werden, so daß sie viel Aehnlichkeit mit den Kartenhäusern der Kinder haben. Sonst wohnen sie auch meistens in natürlichen Höhlen, die sich sowol in den ausgebröckelten felsigten Ufern, als auch an den verwitterten Bergen im Innern des Landes häufig genug finden; zum Theil schlagen sie auch ihre Wohnungen in hohlen Bäumen auf.

Sich ordentlich zu bekleiden, dazu haben sie noch keine Versuche gemacht, ob sie gleich ganz offenbar die Unbequemlichkeiten der Kälte und des Wetters empfinden. Bei einem starken Regen bedecken sie die Köpfe

mit Baumrinde und zittern sehr stark. Sie kennen keinen Feldbau und keine Kunst, und bezeigten ihre Verwunderung über alles, was sie sahen, fragten auch nach Allem. Die Kleidungsstücke der Engelländer hielten sie für eben so viel Häute, und die Hüthe für Fortsetzungen der Köpfe. — Ihre Haut ist so sehr mit Schmutz und Koth bedeckt, daß die Engelländer, ohngeachtet aller Mühe, dennoch ihre natürliche Farbe unter dieser Kruste nicht erkennen konnten, die ihnen ein schwarzes, Negerartiges Ansehen giebt, das dadurch noch mehr gehoben wird, da sie sich, wie vorhin erzählt worden, mit weißen Streifen bemalen. Auch riechen ihre Leiber sehr unangenehm von den vielen Oelen und stinkendem Fette, womit sie sich so reichlich besalben.

In das Hauptthaar hängen die Männer, wenn sie sich recht putzen wollen, Zähne von Hunden und andern Thieren, auch wol Scheeren von Seekrebsen und verschiedene kleine Knochen, die sie mit Baumharz darin befestigen. — Ein Zeichen ihrer Freundschaft geben sie dadurch, daß sie beide Hände in die Höhe halten. — Brod und Fleisch schlagen sie selten aus, wenn es ihnen angeboten wird, sie essen es aber nicht, sondern werfen es nachher bald wieder weg. Fische nehmen sie aber immer sehr begierig an.

Die Einwohner auf van Diemens Land waren so unempfindlich, daß kein Geschenk, von welcher Art es auch seyn mochte, Eindruck auf sie machte. Selbst die eisernen Werkzeuge, die doch sonst einen unwiderstehli-

chen Reitz für alle Indianische Völker haben, achteten sie nicht. Ihre Hütten, die nicht einmal diesen Namen verdienen, bestanden in zusammengesetzten Stöcken mit elender Baumrinde bedeckt, und waren hinten und vorn offen.

Als Cook in Botany-Bay vor Anker gieng, legten vorzüglich 2 Einwohner eine Probe von Herzhaftigkeit ab, da indessen die übrigen entflohen. Diese beiden kamen mit großen Lanzen in den Händen ans Ufer, und versuchten alles, der Schaluppe, die Cook abgeschickt hatte, die Landung streitig zu machen. Sie riefen ihr mit rauher, unangenehmer Stimme die schrecklichsten Dröhworte zu, und ließen sich weder durch Schmeicheleien noch Geschenke gewinnen. Die Engelländer schossen darauf einen davon mit Schroten in die Beine, und er zog sich sogleich zurück. Die Engelländer glaubten, er wäre geflohen, aber er kam gleich nachher mit einem Schilde wieder, und da jene unterdessen gelandet, und ausgestiegen waren, so schickten er und sein Gefährte ihnen noch einige Wurfspieße zu, und begaben sich ins Dickigt eines angränzenden Waldes. — Die Bemühungen der Engelländer, mit den hiesigen Eingebornen in Bekanntschaft zu kommen, waren umsonst. Sie rührten die hingelegten Geschenke nicht an, belauschten die Engelländer in den Gehölzen, wenn sie jagten, wurden vermuthlich hier die Wirkung ihres Schießgewehrs erst recht inne und lernten sich davor fürch-

fürchten. — Einer, der noch am häufigsten zu den Engelländern kam, konnte nur bis 4 zählen.

Die zweite Art der Einwohner Neu-Hollands sind die Engelländer. Der größte Theil derselben besteht aber aus Uebelthätern, die in Engelland selbst entweder das Leben verwirkt, oder doch eine lebenswierige Gefangenschaft verdient hatten. Die Englische Regierung faßte aber den Entschluß, statt solche Verbrecher töden zu lassen, sie lieber in einen Zustand zu versetzen, wo sie Niemanden mehr schaden, und doch Gelegenheit haben könnten, sich zu bessern, wenn sie nur wollte. Der erste Transport dieser Unglücklichen wurde im Jahr 1788 von Engelland nach Jacksonsbay gebracht, wo sie angewiesen wurden, das Land zu bauen und andre Arbeiten zu verrichten, wodurch sie ihren Unterhalt erwerben konnten. Jedoch der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen, die man sich davon gemacht hatte. Die neue Colonie litt den größten Mangel an allem Nothwendigen, und die Klagen deshalb wurden stets erneuert. So lautete die Nachricht vom 24ten Sept. 1790 von dorther etwa so: „Es fehlt „hier an allem, und wenn nicht bald neuer Mundvor„rath, Saamen- und Ackergeräthe ankommen, so lau„fen alle Colonisten die größte Gefahr, vor Hunger zu „sterben. Wir haben zwar von 20 Morgen urbar ge„machten Landes eine ziemliche Waitzenerndte gehalten, „aber diese ist bei weitem nicht hinreichend, die Bedürf„nisse der Colonie nur halb zu befriedigen. Der eng-

„lische Gouverneur, und die andern Aufseher, so wie „auch die Uebelthäter verlangen ernstlich und mit Sehnsucht wieder nach Europa zurück.“ — Die Folge wird es lehren, ob die Colonie Bestand haben, und den Nutzen stiften werde, den sich die englische Regierung davon verspricht.

Sehr groß ist auf Neu-Holland der Reichthum an verschiedenen Gattungen von Bäumen und andern Gewächsen, die in Europa unbekannt sind. Die Herren Banks und Solander sammelten in Zeit von wenigen Tagen mehr, als 400 Arten davon, die vor ihnen noch kein Botaniker beschrieben hatte.

Unter den Bäumen zeichnet sich besonders der Gummibaum aus, von welchem es zwei Arten giebt, der rothe und gelbe. — Der erstere ist von ansehnlicher Größe, und oft so stark, wie eine große europäische Eiche. Erst in einer beträchtlichen Höhe von der Wurzel gehen die Zweige an. Das Gummi dieses Baums läßt sich sehr leicht völlig im Wasser auflösen und ist ein kräftiges Heilmittel gegen die Ruhr. Man gewinnt dasselbe entweder durchs Abzapfen vermittelst einiger Einschnitte in den Stamm, oder dadurch, daß man es im trockenen Zustande aus den Röhren des Holzes nimmt, in die es reichlich vertheilt ist. Macht man Einschnitte in den Stamm, so quillt eine Menge dieses rothen Harzes heraus, und mehr als 240 Maas aus einem einzigen Baume. Die Blätter dieses Baums sind lang und schmal, etwa so wie an den Wasserweiden. Sein Holz

ist wie das Holz aller hiesigen Bäume, schwer und feinkörnig, und geht im Wasser unter. Weil es aber stark von den Gummiröhren durchschnitten ist, so zersplittert es leicht, und wirft sich, wenn es frisch verarbeitet wird, so sehr, daß die Sachen, die man davon verfertiget, hat, sehr bald unbrauchbar werden. Am häufigsten wächst dieser Baum an der Küste von Neu-Südwallis.

Die gelbe Art dieses Baums wird nicht so hoch wie jene erstere, sondern erreicht etwa die Höhe eines mittelmäßigen Wallnußbaums. Der Stamm wächst 14 bis 16 Fuß hoch ziemlich gerade und blätterlos, dann aber breitet er sich in lange, gewundene Blätter aus, die auf allen Seiten herunter hängen, und den größern Gras- oder Binsenarten gleichen. In der Mitte dieser Blätter stehet ein einzelner, vollkommen gerader Stengel, 18 bis 20 Fuß hoch, der viel Aehnlichkeit mit dem Zuckerrohre hat, und sich in eine Aehre endigt, die einer Waitzenähre gleicht. Aus diesem Stängel machen die Eingebohrnen Waffen. Das Harz dieses Baums ist gelb, ungemein wohlriechend, und schwitzt zum Theil von selbst aus dem Stamme, doch erhält man es leichter durch Einschnitte in den Baum, obgleich nicht in so großer Menge, wie das rothe. Zuerst ist es ganz flüßig, aber an der Sonne verdicket es sich, und wird zum festen Körper. Es löst sich nicht so leicht und so gänzlich, wie das rothe, im Wasser auf, ist aber ebenfalls ein wirksames Mittel bei anhaltenden Diarrhöen, nur freilich nicht in dem Maße, wie jenes.

Noch wachsen an der Küste der Insel der bekannte Cajaputbaum, aus dess n Blättern ein starkriechendes Oel dieses Namens gepreßt wird, ferner die Kohlpalme und einige andere Palmarten, wilder Pisang, der Pfeffermünzbaum und die Neuseeländische Theestaude, im Ueberfiuß. Eßbare Kräuter und Wurzeln giebt es aber nur wenige, besonders haben die letztern eine brennende Schärfe, die ihnen nur durch mehrmal wiederholtes Kochen benommen werden kann.

Von vierfüßigen Thieren auf Neu-Holland kennt man bis jetzt nur erst etwa 6 Arten, davon wenigstens 5 mit dem Opossum, oder der Beutelratze, sehr nahe verwandt zu seyn scheinen. Darunter gehören die sogenannten Känguruh-Ratzen von der größern und kleinern Gattung. Beide gehen blos auf den Hinterbeinen, und springen damit sehr schnell, wol 20 Fuß weit über das hohe Gras weg. Es sind furchtsame, scheue, harmlose Geschöpfe. Ihr Fleisch ist eben nicht schmackhaft. Das weibliche Känguruh hat, wie der Opossum, einen Beutel zwischen den Hinterbeinen, in welchem die Jungen liegen und saugen. Die größere Art wiegt nicht über 140 und die kleinere nicht über 60 Pfund. Das Haar der letztern Gattung fällt ins Röthliche, und der Kopf ist kürzer, als an jener. An beiden Arten aber ist der Schwanz sehr lang, und wird als Waffe gebraucht. Die Schläge, die sie damit den Hunden gaben, die sie verfolgen mußten, wa-

ren so stark, daß diese sich genöthigt sahen, vom Nachsetzen abzulassen. — Die mittelste Zehe an den Hinterfüßen ist auffallend lang, stark und scharf. Sie leben gewöhnlich gesellschaftlich, in Heerden von etwa 30 bis 40 Stück. Eins davon steht immer von den übrigen entfernt, und hält wahrscheinlich die Wache. — Es sind noch mehrere Arten der Beutelthiere hier anzutreffen, unter denen sich vorzüglich das fliegende, oder das Hepuna-Ru auszeichnet. Dies ist von der Größe eines kleinen Caninchens und hat einen breiten, flachen Körper. Der Kopf ist wie der eines Eichhörnchens, die Ohren sind breit und dünn, der Schwanz ist sehr lang. Zwischen den Vorder- und Hinterfüßen an jeder Seite, befindet sich eine Verdoppelung der Haut, welche, wenn das Thier die Beine nach der Seite ausstreckt, sich ausdehnt, und einen breiten floßfederartigen Seitenflügel bildet. Wenn hingegen das Thier die Beine zum Gehen braucht, so zieht sich die Haut, vermöge ihrer Elasticität, dicht an die Seiten des Leibes, und bildet eine Art von Streif, an welchem das Haar ein besonderes Ansehen hat, wodurch es dem Americanischen fliegenden Eichhorn sehr ähnlich wird. Das Haar ist sehr dick und lang, und giebt ein sehr schönes Pelzwerk, besonders am Rükken. Es ist von einer dunkeln, braungrünen Farbe an der obern, und von einer hellweißgrauen an der untern Seite der Haut, die man den Flügel nennen kann, an der übrigen Unterfläche aber ganz weiß.

Amphibien giebt es in großer Menge an den Küsten, insonderheit Eidechsen und Schlangen von vielerlei Gattungen und Größen, worunter auch einige giftige sind.

Die Untiefen und Klippen, die den allergrößten Theil von Neu-Holland umgeben, und hauptsächlich in der nördlichen Gegend die Schiffahrt äußerst unsicher und gefährlich machen, sind das Werk kleiner polypenartiger Thierchen. Man erstaunt über den bewunderungswürdigen Zellenbau dieser weichen, und dem Anschein nach so vergänglichen Geschöpfe. Aus der unergründlichen Tiefe des Meers, die kein Senkblei erreicht, wachsen allmälig Felsenmauern zugleich mit ihren Einwohnern hervor, und breiten ihre Aeste immer in allerlei Richtungen aus, je näher sie der Meeresfläche kommen. Strecken von mehrern 100 Meilen sind mit diesen Corallenriffen umringt, und oft erstrecken sie sich so weit in das offene Meer hinein, daß das Auge, so weit es nur reicht, vor ihnen nichts von der Küste vom Meere aus, erblicken kann. Der beherzteste Seefahrer erschrickt bei ihrem überraschenden Anblick, wenn ein starker Wind sein Schiff darauf zutreibt, und verzagt, wenn vollends eine gänzliche Windstille ihn hindert, diese gefährlichsten aller Klippen zu umseegeln. — Nicht nur die Gattungen der Corallen selbst sind auf mannigfaltige Art verschiede; sondern auf diesen Bänken lagern sich auch eine Menge Conchilien von unzählichen Arten und eben so vielerlei Gattuge weicher,

schaalenloser Gewürme. An den Küsten von Neu Holland giebt es Austern und Muscheln von solcher Größe, daß jede für zwei Mann mehr als hinreichend zur Mahlzeit ist: ferner Perlenmuscheln, Hammeraustern, Seesterne, Saugeschwämme, Medusenköpfe, Seehaasen, nebst allerlei Gewürmen und Schaalenthieren in unglaublicher Menge.

Das Meer, welches um Neu-Holland einen solchen Reichthum von Schnecken und Muscheln besitzt, wimmelt auch von allerlei Fischen, Wasserinsecten und Amphibien. Es giebt an den dortigen Küsten die seltensten Krabben und Krebse, darunter sich bisher vorzüglich zwei unbekannte Arten, durch ein brennendes Ultramarinblau und einen, völlig wie Porzellän weißglänzenden Unterleib auszeichnen. — Fische trift man in allen Häfen und Seebuchten in großem Ueberfluß und in beträchtlicher Verschiedenheit der Gattungen an. Selten that Cook einem Netzzug, ohne nicht wenigstens 50 bis 100 davon zu fangen. Es giebt deren außer den Meereschen, Elephantfischen, Rochen, Haifischen, Zungen, Seehähnen, Aehrenfischen und andern schon ziemlich bekannten Arten, auch eine beträchtliche Menge neuer, zuvor noch nie beschriebener Gattungen. Dahin gehört unter andern auch ein seltsames kleines Fischgen mit sehr starken Brustflossen, das sich zu Zeiten auf dem Trockenen aufhält, wo es vermuthlich die Ebbe zurückläßt. Ohne im geringsten durch diese Veränderung seines Elements entkräftet zu werden, hüpft es hurtig, wie ein

Frosch, von einem Stein zum andern über die noch stehenden kleinen Pfützen hinweg.

Unter den Rochenarten ist der Stachelrochen deswegen merkwürdig, weil sein Stachel den Einwohnern von Neu Holland, an einem hölzernen Schaffte befestiget, statt des Wurfspießes dient.

Auf den Riffen und Bänken, zumal in der nördlichen Gegend der Küste, giebt es eine unglaubliche Menge von den besten grünen Schildkröten, zugleich aber auch eine Art Crocodille, die sowol die Buchten als die Mündungen der Flüsse besuchen.

Ein Herr von Insecten der mannichfaltigsten Bildung wohnt in den Wäldern und Wüsteneien der Insel, und beunruhiget den Wandrer mehr durch seine Menge, als durch andre schädliche Eigenschaften. Indessen giebt es darunter auch Scorpionen, Scolopendern, Mücken und Ameisen, deren Stich oder Biß sehr schmerzhaft ist. Die Ameisen zeichnen sich durch ihre Nester aus, welche bald aus Baumblättern zusammengeleimt, bald in dem Innern der Aeste verschiedener Bäume angebracht sind, deren Mark diese Thiere allenthalben so herauszuschaffen wissen, daß man nicht das Geringste von den Zweigen abbrechen kann, wo nicht Ameisen herausstürzen, die sich sogleich durch einen schmerzhaften Biß in die Hand, die ihre Ruhe stört, rächen. Eine dritte Art bewohnt die Wurzel einer Schmarotzerpflanze, die, wie unsre Mistel, an Eichen, aus der Rinde eines dortigen Baums hervorwächst. Die

erste Art dieser Ameisen ist grasgrün, die beiden letztern sind schwarz. — Außer diesen ist auch noch die Holzameise, (Termite) ein sehr merkwürdiges Insect, welches zweierlei Wohnungen bauet, eine an den Zweigen der Bäume, die andere in kegelförmiger Gestalt, oft 6 Fuß hoch, unten an der Erde, und beide durch völlig unbekannte und verborgene Wege mit einander verbindet.

Schmetterlinge sind an einigen Orten so häufig, daß Cook einst in einem Raume von etwa 3 Morgen Landes auf allen Seiten Millionen in der Luft herumflattern sahe, indeß zu gleicher Zeit alle Bäume und Gesträuche davon voll saßen. Auch fand man auf verschiedenen Gewächsen eine Art grüner, haarigter Raupen, bei deren Berührung man ein stechendes Brennen, gerade wie von Brennesseln empfand.

Eben so mannichfaltig, wie die Arten der bisher genannten Thiere, sind auch die Classen der Vögel. — Es giebt hier einen sehr schönen weißen Adler, verschiedene Falkenarten, große und kleine Papagaien von ausnehmender Schönheit, schwarze und weiße Cacadu, Tauben, Trappen, Wachteln, Raben, Reiher und Kraniche. Die Tauben fliegen in großen Schaaren beisammen, und zeichnen sich durch einen zierlichen Federbusch auf dem Kopfe aus. Die Wachteln und Raben sind von den europäischen nicht zu unterscheiden. Die See- und Wasservögel sind: Möven, Seeraben, Rothgänse, Tölpel, Meerschwalben, Brachhühner, wilde Gänse, Enten und ungeheuer große Pelecane,

deren es besonders in Neu-Südwallis viele giebt. Auf van Diemens Land wird auch eine Bachstelze mit himmelblauem Kopfe und Halse angetroffen. Eben so ist der Neuseeländische schwarze Austernleser und der graue Regenpfeifer mit schwarzem Kopf hier zu Hause. Besonders zeichnen sich unter diesen mannichfaltigen Vögelgattungen noch aus: das weiße Blaßhuhn, der schwarze Schwan, und der Neu-Holländische Casuar. Das erstere ist die einzige, bis jetzt bekannte Species von ganz weißer Farbe, in der Größe ohngefähr einem zahmen Huhne gleich. — Der schwarze Schwan wird auf den meisten stehenden Gewässern von Neu-Holland gefunden. Er ist größer, als der gemeine weiße, seine Farbe ist glänzend schwarz, sein Schnabel sehr hochroth. Die Wurzel des Schnabels ist von einer kahlen Haut umgeben, die über die Stirn hinaus, und hinter den Augen fortläuft. Die Spitze der obern Kinnlade ist schwarz, und weiterhin ist ein gelber Fleck befindlich. Alles ist sonst blendend schwarz, nur die Schwungfedern sind von schmuzig weißer Farbe. Der Neu-Holländische schwarze Schwan ist auch in Anstand und Stolz dem weißen gleich, und wird auch wol einerlei Nahrung mit jenem genießen. — Der neuholländische Casuar ist von den Zehen bis zum obern Theil des Kopfs volle 7 Fuß hoch, also viel größer, als der gemeine Casuar, und von diesem auch so sehr verschieden, daß er eine ganz neue Art auszumachen scheint. Sein Gefieder ist fast ganz einfarbig, und

besteht aus einer Mischung von schmuzigem Braun und Grau, doch ist es am Bauche etwas weißer. Die merkwürdige Structur der Federn, da zwei Schäffte mit ihren Fahnen aus einem Kiele hervorgehen, hat dieser Casuar mit der gewöhnlichen Art gemein. Darin aber unterscheidet er sich wesentlich, daß ihm der hornichte Auswuchs auf dem Kopfe fehlt. Kopf und Schnabel sind mehr dem Strauß ähnlich. Mit Federn, die mehr Haaren gleichen, ist er nur dünn bewachsen. Die kleinen Flügel sind im Verhältniß gegen den Leib, übermäßig kurz, und noch weit kürzer, als bei dem gemeinen Casuar. Der hintere Theil der Beine ist der ganzen Länge nach auf eine besondere Art eingekerbt. In seinen Eingeweiden unterscheidet er sich von allen andern Vögeln dadurch, daß er keinen zweiten oder dicken Magen hat. Sein Fleisch ist eßbar und wohlschmeckend, und gleicht im Geschmack dem jungen, zarten Rindfleisch. Er ist außerordentlich scheu, und läuft bei dem geringsten Geräusch mit unglaublicher Schnelligkeit davon.

Alle diese Pflanzen- und Thiergattungen sind schon an den bloßen Küsten von Neu-Holland entdeckt worden; das Innere des Landes kennen wir noch gar nicht, denn obgleich diese große Insel uns schon seit 174 Jahren bekannt ist, so hat es doch noch kein Europäer gewagt, dieselbe tiefer in ihrem Innern zu erforschen.

(Siehe: An historical Journal of the Transactions at Port Janson and Norfolk Jsland, with the discoveries, Which have been made in

New-South-Wales and in the southern Ocean, since the Publication of Philipps Voyage, compiled from the official Papers; including the Journals of Governors Philipp and king and of Lieut. Ball; and the Voyages from the first sailing of the sirius in 1787 to the return of that ship's Company to England in 1792 by Joh. Hunter Esqr. 1792. Lond. 4.)

---

5. Neu-Guinea.

Dies Land besteht eigentlich aus drei großen Inseln, welche nordöstlich über Neu-Holland neben einander, in der Richtung von Nordwest nach Südost liegen. Die mittelste ist die größte, liegt Neu-Holland am nächsten, und zeichnet sich, wie diese, durch einen starken Ausschnitt in Westen aus. Die andern beiden sind nur um ein Weniges kleiner, haben auch ziemlich einerlei Form des Umrisses, nur in verschiedener Lage. Der Zwischenraum zwischen der mittleren Insel und Neu Holland wird durch eine Menge kleiner Inseln ausgefüllt. Die nördlichste kleinere Insel stößt dicht an den Aequator. Gegen Westen liegen die Molukkischen Inseln, gegen Norden noch diesseits der Linie, die Admiralitätsinseln, jenseits die Carolinen, und nordöstlich die Inseln Neu-Brittannien, Neu-Hannover und Neu-Irrland.

Den Namen Neu-Guinea sollen diese drei Inseln schon im 15ten Jahrhundert von einem Seefahrer deswegen erhalten haben, weil sich auf ihnen eben so schwarze, kraushaarige Menschen fanden, wie die Neger in dem Africanischen Guinea. Der erste Entdecker dieser Länder soll ein gewisser spanischer Admiral mit Namen Alvar de Savedra gewesen seyn, der von Mexico aus im Jahr 1528 hieher kam, und diesen Inseln den Namen der Goldinseln gab. Jetzt haben diese drei Inseln verschiedene Namen. Die nördlichste davon heißt Papua oder Papusland; die mittelste das eigentliche Neu Guinea; und die südlichste Louisiade. Lange Zeit ward diese Inselgruppe für ein mit Neu-Brittannien sowol, als mit Neu Holland zusammenhängendes ungeheuer großes Stück des festen Landes gehalten. Zwar vermutheten einige in der Folge, daß Neu-Guinea von Neu-Holland getrennt seyn möchte: aber erst Cook half aus allem Zweifel, indem er im Jahre 1770 mit seinem Schiffe Endeavour zwischen beiden Ländern durchfuhr, und eben daher, die neuentdeckte Meerenge den Namen Endeavoursstraße bekam.

Die Einwohner dieser drei ansehnlichen Inseln sind sehr kriegerisch, und widersetzten sich sehr den Landungen der Europäer. Schon bei ihrer ersten Entdeckung im Jahr 1528, sahe man sie Schwerdter und andre Waffen von Eisen führen. Weil man selten auf ihren Inseln landet, so kennt man sie noch

sehr wenig. Das was man von ihnen weis, ist folgendes: Sie sehen den Caffern auf Guinea ähnlich, sind stark von Körper, lang gewachsen und glänzend schwarz, doch ist ihre Haut ziemlich rauch anzufühlen. Sie haben große Augen, eine eingedrückte Nase, einen übermäßig weiten Mund, sehr dicke Lippen, besonders was die Oberlippe anbetrifft, und krause, glänzend schwarze Haare. Der Character dieser wilden stimmt auch mit ihrem Aeußerlichen überein. Sie lieben den Krieg und sind tapfer, aber auch grausam gegen ihre Feinde. Ihre Kriesgefangenen verkaufen sie gewöhnlich an die Einwohner der Insel Banda als Sclaven für andere ihnen nützliche Waaren. — Auf Cooks erster Reise stiegen die Engelländer unter dem 6ten Grad 15 Minuten Süderbreite ans Land, und wurden zuerst von drei Einwohnern, nachher aber, als sie schon wieder in der Schaluppe waren, wol von 100 derselben angefallen, die ihre Wurfspieße nach ihnen schossen. Etwas sehr Besonderes dabei war dieses, daß sie etwas, welches einem Stock ähnlich sah, an der Seite hatten, es hin und her bewegten, und aus der Hand warfen, worauf sogleich Feuer und Rauch zum Vorschein kam, gerade wie bei seinem Flintenschuß, und auch gleich vergieng. Die Engelländer hielten dies auch wirklich zuerst für Flintenfeuer, doch waren sie ihnen viel zu nahe, als das sie alsdann den Knall nicht hätten hören können, der aber nicht erfolgte. Stets warfen ihrer 4 oder 5 zugleich

diese Feuer. Weil nun Cook voraussah, daß bei einer wiederholt versuchten Landung, gewiß Feindseligkeiten entstehen würden, und er doch seine Mannschaft zu schonen Ursache hatte, so schlug er das Verlangen der Officiere ab, die sämmtlich, um Cocosnüsse zu holen, ans Land gehen wollten, und vereitelte dadurch das Zusammentreffen mit solchen zu jedem Angriff fertigen Leuten. — Sie stehen mit niemanden, als der Holländisch-Ostindischen Handelscompagnie in einiger Handelsverbindung; mit dieser aber treiben sie einen ziemlich einträglichen Handel mit Paradiesvögelhäuten, welche die Compagnie von hier nach Banda holen läßt. Die Papus schneiden diesem Vogel die Beine ab, wenn sie die Haut desselben bereiten. Daher rührt denn die von den Holländern aus Gewinnsucht ausgebreitete Fabel, das der Paradiesvogel keine Füße habe, sondern stets in der Luft schwebe, allenfalls auf zwei langen Borsten statt der Füße, ruhe, und seine Eier im Fluge unter den Flügeln trage und ausbrüte. Die Häute selbst werden zu Federbüschen an Turbanen und Helmen und auch zu Pferdebürsten gebraucht.

---

6. Neu-Brittannien, Neu-Irrland und Neu-Hannover.

Alle diese drei Inseln liegen zwischen dem Aequator und der Insel Louisiada. Gewöhnlich hält man sie für die ehemals sogenannten Salomoin-

seln, welche die Spanier Mendoza und Mendanna im Jahr 1568 von Lima aus entdeckt und so genannt haben. Carteret fand sie im Jahr 1767, und gab ihnen die Namen, die sie noch führen. Zwischen Neu-Hannover und Neu-Irrland ist eine Meerenge, diese nannte Carteret Birons-Straße. — Bis auf Carterets Entdeckung ward Neu-Irrland für einen Theil von Neu-Brittannien gehalten, allein eben dieser Entdecker fand bei seiner Reise um die Erde in den Jahren 1766 — 1769 eine Meerenge dazwischen, die er Georgenskanal nannte. — Vormals glaubte man auch, daß Neu-Brittanien und Neu-Guinea nur ein Land wären, aber schon der Engelländer Dampier fuhr im Jahr 1700 auf seiner zweiten Reise dazwischen durch, und eben daher hieß von der Zeit an die Meerenge zwischen beiden Inseln die Dampiers-Straße.

Die Insel Neu-Hannover hat ein überaus anmuthiges Ansehen, liegt sehr hoch, und ist mit Bäumen bedeckt, unter denen verschiedene Plantagen sind. Auch ist die Entdeckung des Georgencanals von großer Wichtigkeit, denn die Passage durch denselben ist weit kürzer und sicherer für die, welche von Westen oder Osten kommen, als wenn sie nach Norden zu, die Inseln erst umschiffen müßten, zumal, da sie sich im Canal auf den umliegenden Eilanden, Neu-Irrland, Neu-Hannover, Portland, Sandwich ꝛc. hinlänglich mit Erfrischungen versehen können.

7.

7. Charlotten-Inseln.

Diese Inselgruppe, die Carteret auch im Jahr 1767 entdeckte, liegt unter dem 10. und 11ten Grad Süderbreite, und dem 176. und 179ten Grad westlicher Länge von Ferro. Allen diesen Inseln gab Carteret den Namen von der jetzt regierenden Königin von Großbrittanien, die größte darunter nannte er Egmontsinsel. Hier gerieth er mit den Einwohnern in ein Gefecht, worin ihm widerfuhr, was bis dahin noch keinem der andern Seefahrer begegnet war, er verlor einen Officier und mehrere Matrosen. Die Indianer schossen mit ihren Pfeilen ordentlich Rottenweise, wie regulirte Truppen, und außerordentlich weit und stark. Ein Pfeil drang sogar durch die Breter der Schaluppe und verwundete einen Officier. Auch scheuten sie das Flintenfeuer nicht, obgleich viele von ihnen blieben. Carteret, der nothwendig Wasser brauchte, sahe sich genöthiget, mit dem Schiffe ganz nahe an die Küste zu fahren, und beständig Salven aus grobem und kleinen Geschütz ins Gehölz geben zu lassen, um seine Leute, die das Wasser holeten, zu beschützen. Man hörte ein Geheul von Sterbenden und Verwundeten in den Wäldern, und dennoch wurden sie immer von Neuem mit einem Pfeilhagel begrüßt. — Diese Insulaner sind stark von Knochen, völlig nackend, aber nicht so schwarz, als die von Guinea. Sie haben einen wolligten Kopf, wie die Neger, wenig Bart, und ein ungemein hartes Leben.

Einer, der von Carterets Leuten durch den Kopf geschossen war, und dem noch überdies eine Stückkugel den einen Arm zerschmettert hatte, wurde an Bord genommen. Der Schiffswundarzt untersuchte seine Wunden, fand sie tödtlich, und man setzte ihn wieder in seine Pirogue. Kaum war er wieder darin, als er zum Erstaunen des ganzen Schiffsvolks, mit dem einen noch übrigen Arm sein Ruder ergriff, und mit der möglichsten Geschwindigkeit davon ruderte. Was nachher weiter aus ihm geworden ist, hat man nicht erfahren. — Carteret fand übrigens auf allen Inseln, bis an Georgenskanal die Einwohner an Farbe und allem Uebrigen diesen Insulanern gleich.

---

8. Neu-Caledonien.

Diese Insel liegt von der südlichen Neuseelandsinsel weit nordwärts, ostwärts von Neu-Hollands in einer Entfernung von etwa 230 deutschen Meilen, zwischen dem 20° und 23° Süderbreite, gerade in der Mitte zwischen den Charlotteninseln und Neu-Seeland, nahe über dem Wendekreise des Steinbocks, und dehnt sich in ihrer größten Länge, bei einer verhältnißmäßig unbeträchtlichen Breite von Nordwesten nach Südosten aus.

Cook entdeckte sie auf seiner zweiten Reise im September 1774 und nannte sie Neu-Caledonien, weil die Gutherzigkeit ihrer Bewohner sowol, als die

Beschaffenheit des Landes mit Alt-Caledonien viel Aehnlichkeit hatte.

Die Insel wird in der Mitte von einem ziemlich hohen Bergrücken durchschnitten, und dies Gebirge besteht größtentheils aus der uralten Felsgattung, welche den übrigen Steinlagen unsrer Erdoberfläche zum Grunde dient. Es ist hier ein großes Quarzgebirge mit starken Lagern von goldfarbigem, röthlichen Glimmer durchzogen, und an einigen Stellen sind Blöcke von Serpentinfels mit Hornblende, Talk- und Granitsteinen vermischt. — Dieser Boden sowol, als die Produkte der Insel haben eine auffallende Aehnlichkeit mit Neu-Holland. Bis jetzt aber ist nur erst der nordöstliche Theil der Insel untersucht, und nur an wenig Orten zum Anbau geschickt befunden worden.

Die einzigen zahmen Thiere, die man bei Entdeckung der Insel antraf, waren große und sehr schön gefiederte Hühner. Schweine fanden sich gar nicht, und als Cook ein Paar davon zur Zucht absetzte, äußerten die Einwohner einen sehr starken Abscheu dagegen.

Unter den Conchylien, die es an den Küsten aller Südländer in solcher Menge giebt, ist besonders das Midasohr für die Einwohner eine angenehme Speise. — Als die Engelländer sich hier aufhielten, waren gerade verschiedene Leute beschäftigt, diese Muschel am Feuer zu rösten. Als diese mit ihrer Mahlzeit fertig waren, baten sich die Engelländer einige der

leeren Schaalen aus, die ihnen auch mit großem Gelächter überreicht wurden, weil die Insulaner es für thöricht hielten, die Schaalen zu verlangen, aus denen das Beste schon verzehrt worden sey.

---

9. Die neuen Hebriden.

Sie liegen nordöstlich von Neu-Caledonien, südöstlich von den Charlotteninseln und nördlich von Neu-Seeland, in der Richtnng von Norden nach Süden. — Ihr erster Entdecker, der bekannte französische Seeheld Bougainville, der auf seiner Reise um die Erde in den Jahren 1766—1769 hierher kam, nannte sie Archipel des grandes Cyclades; Cook aber, der sie auf seiner zweiten Reise im Jahr 1774 näher untersuchte, gab ihnen, in Beziehung auf die an der westlichen Küste von Schottland befindlichen Hebridischen Inseln, den Namen neue Hebriden. — Die drei größten davon sind Mallicolo, Ambrym, und Tanna. — Der Boden auf Mallicolo ist zwar ergiebig, aber doch nur erst hie und da angebaut. Doch schützen die ungemein vielen Brodfrucht- und Cocosbäume, deren Menge der Insel das Ansehen eines großen Waldes giebt, die Bewohner hinlänglich vor Mangel und Hunger. Die Einwohner, die Cook hier antraf, waren von schönen, schlankem Wuchs, nur fehlte es ihren Gliedern an dem gehörigen Ebenmaße. Arme und Beine waren gegen den übrigen Körper

im Verhältniß zu lang und sehr dünne, die Farbe der Haut schwarzbraun, die Haare schwarz und wollenartig kraus.

Cook lernte sie als das verständigste Volk kennen, das ihm und seinen Begleitern noch in der Südsee vorgekommen war. Sie begriffen die Zeichen und Geberden so schnell und richtig, als ob man schon sehr lange mit ihnen umgegangen wäre. Wenn sie ihre Verwunderung über irgend etwas ausdrückten, so gaben sie einen zischenden Laut von sich, wie die Gänse, wenn sie böse gemacht werden. Was sie sahen, wünschten sie zu haben, doch verdroß sie nie eine abschlägliche Antwort. Kleine Spiegel waren ihnen die lieblichsten Geschenke. — Ob sie gleich durchaus nackt giengen, so waren sie dennoch Freunde vom Putzen. In den Ohren und Nasen trugen sie Stücke von Holz und Alabaster. Am Obertheil des Arms hatten sie von aufgereiheten kleinen Stücken schwarzer und weißer Muscheln, geflochtene Armbänder, die so fest anschlossen, daß sie schon in der Kindheit mußten angelegt worden seyn, weil man sie sonst, ihrer geringen Weite nach zu urtheilen, unmöglich über den Ellenbogen hätte streifen können. Dabei führten die Erwachsenen Bogen aus zähem und schönen dunkelbraunen Mahagonyholz, (das hier häufig wächst) und Pfeile von etwa 12 Zoll Länge, deren Spitzen von hartem Ebenholz, oder aus Knochen verfertiget, und mit den Fasern der Cocaspalme an dem Stiele befestiget und umwickelt

waren. Außerdem aber hatten sie auch noch sehr sauber gearbeitete Keulen von Kasuarinaholz, gewöhnlich von drittehalb Fuß Länge, und am untersten Ende knotig. Diese hiengen ihnen an Stricken von Gras gedrehet, über die Schulter.

Die Einwohner auf Ambrym und Tanna waren von mittlerer Größe, und sehr proportionirlich gebaut. Ihre großen schwarzen Augen und breiten Nasen gaben ihnen ein männliches Ansehen, wobei aber stets eine offene Gutmüthigkeit durchschimmerte. Die Farbe der Haut war dunkelbraun, ihr Haar schwarz und von Natur sehr kraus. Und dennoch frißirten sie dasselbe sonderbar genug. Sie machten nemlich einige hundert kleine Zöpfchen davon, wo jeder kaum die Dicke von der Spule einer Taubenfeder hatte. Weil nun ihr Haar nicht über 4 Zoll lang war, so standen diese kurzen, steif gedreheten und geflochtenen Zöpfchen wie die Borsten eines Stachelschweins in die Höhe, und gaben ihnen ein lächerliches Ansehen. Doch banden einige das Haar auch auf dem Scheitel zusammen. Ueberdies trugen sie durchgehends ein dünnes, etwa 9 Zoll langes Stöckgen in den Haaren, das die Stelle einer Kratznadel vertrat, weil sie sich des Ungeziefers nur mit Mühe von den Köpfen erwehren konnten.

Die Hütten dieser Insulaner waren eigentlich nur bloße Dächer, die auf der Erde ruhten, und oben schräg zusammen stießen. An beiden Enden waren sie offen. An den größten dieser Hütten betrug die Höhe

des Dachs etwa 10 Fuß, und die Breite zwischen beiden Dachwänden unten am Boden, ohngefähr eben so viel. Die Länge betrug bei manchen wol 40 Fuß.

Ueberall liefen die Knaben um die Engelländer her, theils um sie schießen zu sehen, theils auch um sich durch Kräutersuchen und andere kleine Liebesdienste gefällig zu machen. So waren sie z. B. sehr geschäftig, Feigen, wohlschmeckende Nüsse vom Catappabaume, die etwa noch einmal so groß als Mandeln sind, auf grünen Blättern herbei zu bringen, ohne alle Kennzeichen von habsüchtiger Wiedervergeltung. Oft liefen sie vor den Europäern her, und ließen ihre Geschicklichkeit zur Belustigung der Letztern in mancherlei Kriegsübungen sehen, denn sie wusten nicht nur mit der Schleuder, sondern auch mit dem Wurfspieße sehr gut umzugehen, weil sie sich schon vom 5ten Jahre an in den Waffen üben mußten. Kurz, diese Bewohner der neuen Hebriden waren ein so unschuldiges, harmloses, dabei aber doch so gelehriges Völkchen, daß sie als ächte, unverdorbene Kinder der Natur, die Achtung und Bewunderung von Cook und seinen Begleitern auf sich ziehen mußten. — Dasselbe war auch der Fall mit den Bewohnern der

10. freundschaftlichen Inseln

von denen wir gleich reden werden, wenn wir von der geographischen Lage dieser Eilande das Nöthigste vorausgeschickt haben.

Diese Inseln liegen zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks, doch näher an Letzterm.

Nordöstlich liegen sie von Neu Caledonien und den neuen Hebriden, südöstlich von den Prinz-Williamsinseln, südwestlich von den Schiffer oder Seeglersinseln. — Ihre Anzahl rechnet man auf 50, darunter aber nur 35 einigermaßen beträchtlich sind. Turtle, Anamooca, Tong-a-Tabu, Ea-Uwhe und Pylstaert oder Taucher-Insel. — Sie sind alle sehr fruchtbar und vortrefflich angebaut, und haben eine reine gesunde, und mit Wohlgerüchen erfüllte Luft. Auf einigen giebt es auch kleine feuerspeiende Berge.

Die Einwohner dieser schönen und anmuthigen Eilande sind stark und muskulös gebaut, und von dunkler Farbe. Ihre Gesichtszüge drücken das Sanfte und Gute ihres Charakters sehr deutlich aus, und man nimmt an ihnen nicht den geringsten Zug von der wilden Unfreundlichkeit wahr, die sich gewöhnlich auf dem Gesichte solcher Völker zeigt, die noch in dem Stande der Roheit und Barbarei leben.

Ihr Betragen ist so ruhig, sie sind solche Meister ihrer Leidenschaften, und so unabänderlich in ihrer Aufführung, daß sie von Kindheit an unter der strengsten Zucht gehalten zu werden scheinen. Dabei ist ihnen aber doch ein offnes, frohes Wesen eigen, ob sie gleich manchmal in Gegenwart ihrer Obern eine ernsthafte Miene annehmen, die ihnen einen Anschein von Fühl-

losigkeit, mürrischem Wesen und Zurückhaltung giebt. Ihr ganzer Charakter, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche, dies alles kann nicht besser, als mit Cooks eignen Worten, aus seinem Tagebuche von der letzten Reise um die Welt in den Jahren 1776 – 1780, fortgesetzt von den Capitains Clerke, Gore und King, beschrieben werden. Der Auszug aus dem Englischen Original, liefert uns, nach einer getreuen Uebersetzung folgende Nachrichten darüber:

„Am 29ten März (1777) als mehrere Tage ein heftiger Sturm unsre Fahrt sehr aufgehalten, und uns in allerhand große Verlegenheiten gebracht hatte, rief gegen 9 Uhr des Morgens, da eben der Himmel sich anfieng wieder aufzuheitern, die Wache im Mastkorbe, Land: Dies ward sogleich von der ganzen Schiffsgesellschaft für Anamooca oder Rotterdam erkannt, welche letztere Benennung es von den Holländern erhalten hat, die es zuerst entdeckten. — Da das Wetter noch immer sehr stürmisch war, näherten wir uns dieser Insel mit großer Vorsicht. — Wir legten beide Schiffe (die Resolution und Discovery) vor Anker, und erst am folgenden Tage, da das Wetter stiller ward, suchten wir einen bequemen Hafen. Wir fanden ihn glücklich und bald an dieser freundlichen Küste, vergaßen die überstandnen Gefahren und genossen die Annehmlichkeiten dieser glücklichen Inseln, deren Gewächse die Atmosphäre auf eine ziemliche Strecke mit dem reitzendsten Wohlgeruche erfüllten. Die regelmäßigen Pflanzungen auf dieser Insel ga-

ben bei unsrer Annäherung den entzückendsten Anblick, der aus der schönsten Mischung verschiedner Blüthen, mit dem frischem Grün der Blätter, und der glücklichsten Abwechselung kleiner waldigter Hügel mit grünen Wiesen und fetten niedrigen Thälern, entstand. Die lebhafteste Beschreibung dieser blühenden Gegenden kann nur einen schwachen Begriff davon geben, denn in der ganzen Natur läßt sich für das Auge nichts Angenehmers und für die Sinne nichts Schmeichelhafters denken."

„Wir hatten kaum in dem Hafen unsre Anker geworfen, als uns eine unzähliche Menge kleiner Canots umringte, die sehr künstlich gebaut, und ungemein artig verziert waren. Die Seiten waren so glatt polirt, wie Ebenholz, und die Verdecke mit Perlenmutter und Schildpatte eingelegt, als wenn es ein Europäischer Künstler gearbeitet hätte."

„Die Insulaner schienen überhaupt in dieser Art Arbeit sehr geschickt. Ihre Waffen, ihre Keulen, die Stiele ihrer Werkzeuge, die Ruder ihrer Kähne, und sogar ihre Fischhaken sind auf dieselbe Art polirt und mit bunten Muscheln eingelegt, wovon man an ihren Ufern eine ungeheure Menge findet, unter denen unsre Naturkundiger einige von ungemeiner Schönheit entdeckten. — Ihre Canots fassen gewöhnlich 3 Personen, und unter dem Verdeck, welches zwei Drittheil der Länge beträgt, brachten sie die Früchte ihrer Bäume, und die Manufakturen ihres Landes, die, außer verschiedenen Zeugen von mancherlei Arbeit, auch aus einer Menge andrer Sachen

theils zur Zierde, theils zum nützlichen Gebrauche, bestanden."

„Wir fanden die Einwohner auf dieser, so wie auf allen benachbarten Inseln, überaus freundschaftlich, offenherzig, gastfrei und dienstfertig; doch waren einige unter ihnen dem Diebstahl sehr ergeben, den sie, nach ihren Begriffen für kein Laster, sondern für eine sehr erlaubte List hielten. Wenn einer entdeckt und bestraft wurde, so ward er deshalb von seinen Landsleuten weder bedauert noch verachtet, und sogar die Ehris, oder Großen unter ihnen, hielten es für keine Schande, sich dieser List gegen uns zu bedienen, so oft sich ihnen die Gelegenheit darbot, und wenn man sie über der That ertappte, waren sie nicht im Mindesten verlegen oder scheu, sondern fiengen an zu lachen."

„Sie überhäuften uns mit Freundschafts- und Ehrenbezeugungen, und machten uns durch ihre Spiele und gymnastischen Uebungen, so wie durch ihre pantomimischen Tänze, ungemeines Vergnügen. Kurz, wenn nicht dann und wann kleine Diebstähle unsern Unwillen erregt, und die Bestrafung der Thäter nothwendig gemacht hätten, so würden wir in vollkommenster Freundschaft und mit dem besten Zutrauen aus einander gegangen seyn *)."

*) Nur verfuhren die Engelländer bei Bestrafung dieser arglosen Söhne der Natur, die darinn, daß sie sich das Eigenthum Anderer zueigneten, kein Verbrechen

„Es ist nicht ungewöhnlich, daß Reisende diese Insulaner mit dem Namen der Wilden beschimpfen, obgleich sich keine unschicklichere Benennung denken läßt, da es vielleicht auf dem ganzen Erdboden kein natürlich gesitteteres Volk giebt. Während unsers langen Auffenthalts unter ihnen, sahen wir kein einziges Beispiel von unordentlicher Aufführung, es ward kein Einziger wegen eines Verbrechens von ihren Vorgesetzten bestraft, auch gab es keine Händel unter ihnen. Im Gegentheil herrschte sehr viel Harmonie und Fröhlichkeit. Mit ihren Hievas oder Zeitvertreiben durch Schauspiele, Tänze und gymnastische Uebungen, sehr vergnügt, bringen sie ihre Zeit in einer Art von wollüstiger Ruhe hin,

fanden, weil sie nicht anders gelehrt waren, viel zu hart, und behandelten sie als grobe, vorsetzliche Verbrecher. So wurde unter andern Einer, der ein Messer gestohlen hatte, mit 72 Stockschlägen bestraft, und ein Anderer, der es nur erst versucht hatte, zwei Trinkgläser zu entwenden, bekam deren 36. — Was aber noch weit grausamer war, ist dies, daß Cook befahl einem Insulaner, der ein Beil hatte wegnehmen wollen, in den Arm bis auf den Knochen zu schneiden, welches er ohne Klagen schweigend ertrug. Und dergleichen Grausamkeiten verübten die Engelländer mehrere an Leuten, die nicht den mindesten Begriff von der Unrechtmäßigkeit des Diebstahls hatten. — Man darf sich also nicht wundern, wenn durch solche muthwilligen Grausamkeiten die Insulaner zuletzt gegen jene Fremdlinge aufgebracht wurden, und, wenn sie gleich keine öffentlichen Feindseligkeiten zu verüben sich getraueten, dennoch auf jede Gelegenheit lauerten, sie zu beunruhigen.

wo Alle etwas arbeiten, aber keiner über die Maaße Der Chriki oder König rudert selbst in seinem Bote, ob er gleich einen Tautau haben muß, ihm beim Essen behülflich zu seyn, und ihm jeden Bissen in den Mund zu stecken. Darüber zieht sich denn der Chricki von den aufgeklärtern Europäern einen Vorwurf zu, daß er diese einzige Handlung, Essen und Trinken in den Mund zu bringen, nicht selbst verrichtet; da zu gleicher Zeit der Europäer, die Benennung eines Mannes von Stande, der zu leben weiß, ebenfalls der Geschicklichkeit seiner Leute bei Bedienung der Tafel, zu verdanken hat. — So klein ist oft der Unterschied in der Verfeinerung der Nationen, und so feiu sind die Gränzen, welche Trägheit und Bequemlichkeit, die Simplicität des Chriki auf den tropischen Inseln, und die Pracht des Europäischen Fürsten von einander trennen."

So weit das Tagebuch.

Unter den auffallend besondern Gebräuchen dieser Insulaner fand man auch folgende: Cook nahm zwei Weiber wahr, die von andern gefüttert wurden. Auf Befragen erfuhr er, daß sie todte Leichname gewaschen hätten, und daher in 5 Monaten keine Speisen mit den Händen anrühren dürften. — Ein andrer höchst sonderbarer Gebrauch bestand darin, daß kranke Personen sich einen Finger abschneiden lassen, weil sie glauben, dadurch der Gottheit, die ihre Genesung befördern soll, ein Opfer zu bringen. — In Tongatabo wurden vornehme Personen, um sie in Schlaf zu bringen, mit bei-

den Fäusten an verschiedenen Stellen des Leibes gepaukt, und damit immer sanfter fortgefahren, bis sie völlig eingeschlafen waren.

---

11. Baumanns-Inseln.

Es sind ihrer eine große Menge, wovon die größten 10, 15 bis 20 geographische Meilen im Umfange haben. Ihren Namen erhielten sie von dem Capitain des Schiffes Tienhoven, welcher Baumann hieß, und sie zuerst entdeckte. Sie liegen unter dem 12ten Grad Süderbreite, sind mit verschiedenen Fruchtbäumen besetzt, und tragen Kräuter, Getraide und Wurzeln aller Art im Ueberfluß. Ihre Ansicht ist sehr reitzend, denn es wechseln Ebenen, Thäler und Hügel sehr vortheilhaft mit einander ab. Sie sind auch bevölkert, und ihre Bewohner waren denen auf den Hebriden und Freundschaftinseln sehr ähnlich. Viele tausende derselben kamen ans Ufer, die Schiffe zu sehen. Die Männer waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und wurden von einem Anführer regiert. Ihr Betragen war munter, lebhaft und höflich, und in ihrer ganzen Aufführuug bemerkte man nicht wildes. Ihre Körper waren nicht bemahlt, sondern sie waren von der Mitte des Leibes an, bis an die Knie mit Franzen von Baumseide recht nett und zierlich gekleidet. Große Hüte von Federn und Palmblättern beschützten ihre Gesichter vor der Sonne,

und Kränze von den wohlriechendsten Blumen umgaben ihre Hälse. Ihr Betragen gegen die Holländischen Schiffer war furchtlos und freundschaftlich, und als die Schiffer wieder abfuhren, bezeugten sie sehr lebhaft ihre Betrübniß.

---

12. Gesellschafts-Inseln.

So wird von den Engelländern die Sammlung von größern und kleinern Eilanden genannt, die zwar in verschiedenen, aber nicht sehr großen Entfernungen, östlich von den Freundschafts Inseln in einem Cirkel neben einander liegen. Ihrer sind ebenfalls eine nicht geringe Anzahl, doch bestehen viele davon aus weiter nichts, als einem einzigen Berge, der aus dem Meere hervorragt, und wegen seines geringen Umfanges sowol, als seiner Unfruchtbarkeit, nicht bewohnt wird. Ueberdies ist die Landung an mehrern der kleinern, wegen der vielen Corallenriffe, womit sie zum Theil ganz umgeben sind, mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden.

Die bekanntesten und beträchtlichsten unter ihnen sind: O-Taheiti, Huaheine, Rajedea, oder Ulietea, O-Taha, Bolabola, Tubai, Maurua und Mäatea.

Das Clima auf diesen Eilanden ist sanft und heiter. Nie wird es ganz unerträglich heiß, und das ganze Jahr hindurch wechselt Frühjahr und Herbst mit einander ab. Die regnigte Jahreszeit fängt mit Ende des

Novembers an, und währt fort, bis zu Ausgang des Märzmonats. Ohngeachtet es in den übrigen Monaten eigentlich gar nicht regnet, so leidet dennoch darunter die Fruchtbarkeit nicht; denn zu allen Zeiten steigen Dünste aus dem Meere, hängen sich an die Berge, und träufeln im Morgenthau herab. Zu allen Stunden des Tages kühlt der Ostwind die Ebenen und mildert die Gewalt der Sonnenstralen, und des Nachts bringt eine wohlthätige Landluft Thau von den Berggipfeln herab. Am angenehmsten und gesundesten ist ohnstreitig das Clima auf der größten und schönsten dieser Inselgruppe, auf Otaheiti, und es giebt vielleicht keinen Erdraum auf der ganzen Welt, der einen reitzendern Anblick darbietet, als eben diese Insel, besonders der südliche Theil derselben. — Doch O-Taheiti ist schon so oft und so umständlich beschrieben, und die Sitten, Gebräuche und Lebensart der Einwohner so weitläuftig abgehandelt worden, daß sich wenig oder nichts Neues darüber mehr sagen läßt. Um derjenigen Leser willen, die diese ausführlichen und zum Theil äußerst interessanten (hin und wieder aber auch wol übertriebenen) Beschreibungen nicht zu sehen Gelegenheit gehabt haben, wollen wir indessen daraus das Merkwürdigste in einem kurzen, gedrängten Auszuge liefern, und Leser, die hinlänglich mit dieser Insel und ihren Bewohnern dnrch Lectüre sich bekannt gemacht haben, wird es vielleicht auch nicht reuen, in einer kurzen allgemeinen Uebersicht dasjenige auszugsweise wieder zu finden, was sie in ausführlichern Beschreibungen

gen

gen gewiß mit der innigsten Theilnahme gelesen haben werden.

Diese wirklich in allem Betracht merkwürdige Insel O-Taheiti, ist, wie schon gesagt, die größte unter den Gesellschafts-Inseln, liegt im 18ten Grad Süderbreite, und ist allem Vermuthen nach, eben dieselbe, die der berühmte Quicos schon im Jahr 1606 entdeckte, und Sagittaria nannte. In den neuern Zeiten fand sie der Englische Capitain Samuel Wallis im Jahr 1767, und nannte sie Georgs III. Insel. Nachher besuchte sie auch der bekannte Bougainville und besonders Cook auf allen seinen drei Reisen. — Ihre größte Länge von Nordwest nach Südost beträgt 13½ Seemeilen, und ihr ganzer Umfang 41 Meilen. Ihre Gestalt hat mit der Zahl 8 viel Aehnlichkeit, doch so, daß der östliche Theil etwas kleiner ist. Die Zahl ihrer Bewohner wird ohngefähr auf 120,000 geschätzt.

Freigebig war auf Otaheite die Natur mit Bächen, die man in allen Thälern findet, und die, so wie sie sich den Ebenen nähern, sich in zwei oder drei Canäle theilen, die das flache Land, durch welches sie laufen, bewässern. Die Hügel der Insel sind hoch und steil und an vielen Orten felsig. Sie sind aber bis zu ihren Gipfeln so reichlich mit Bäumen bedeckt, daß der Zuschauer kaum umhin kann, zu glauben, daß selbst die Felsen die Kraft besitzen, ihr stets grünendes Kleid hervorzubringen. Das flache Land, das an diese Hügel nach der Seeseite zustößt, so wie die dazwischen liegenden Thäler sind mit den

mannichfaltigsten Gewächsen angefüllt, die sich durch den üppigsten Wachsthum auszeichnen. Sie sind mit Cocos- Pisang- und Brodfruchtbäumen, so wie mit Yamwurzeln der besten Art, überreichlich besetzt, die alle die wohlschmeckendste und gesundeste Nahrung geben. Nicht weniger liefert die saftreiche und erfrischende Frucht E-Haya, die von der Größe eines mittelmäßigen Apfels ist, imgleichen der Awich oder Tahitische Apfel, und der große Nattahbaum, dessen Früchte viel Aehnlichkeit mit Castanien haben, und sowol roh, als gekocht gegessen werden können, die lieblichste Speise, die man sich denken kann, so daß man mit Recht behauptet, die Natur hat sich hier in ihrer ganzen segensreichen Fülle über diese glückliche Insel ergossen, und alles gethan, das Leben der Bewohner dieses Erdreichs mit tausenderlei Annehmlichkeiten zu würzen. Dabei fehlt es auch nicht an Thieren, deren Fleisch genießbar ist, besonders sind Schweine in großem Ueberfluß vorhanden. Hingegen andere schädliche und giftige Thiere, als Schlangen, Eidexen, Kröten, Tausendfüße, Ameisen u. dergl. sind entweder gar nicht, oder nur in so geringer Menge da, daß sie den Bewohnern nicht zur Last fallen.

Die Einwohner selbst sind von weißer Farbe, zart gebaut, groß und proportionirt. Ihre Körper sind sehr fleischigt und mit einer glatten Haut bekleidet. Die Männer tragen den Bart lang. — Ihr Charakter zeichnet sich durch eine gewisse Furchtsamkeit, Trägheit und Weichlichkeit aus; doch scheint ihnen die Gefahr

doppelten Muth wieder zu geben. Der Delphin des Capitain Wallis war wahrscheinlich das erste Europäische Schiff, das die Otaheitier jemals gesehen hatten, dennoch aber eilten sie beherzt ans Ufer und griffen es mit einem Hagel von Steinen an. Einige Salven aus dem kleinen Gewehr brachten sie zwar zum Weichen; allein sie kamen mit verdoppelter Wuth zurück, und verloren nicht eher den Muth, bis sie das grobe Geschütz in ihren Ohren donnern hörten. Aber auch da liefen sie noch nicht in Schrecken davon, sondern fiengen an, sich unter einander zu berathschlagen, nahmen friedliche Minen an, und schienen bereitwillig zu seyn, die Feindseligkeiten einzustellen. Nach geschlossenem Frieden waren sie ungemein gütig, und versorgten die Seefahrer mit allen nöthigen Bedürfnissen.

Aus ihrem ganzen Betragen leuchtet eine edle großmüthige Denkungsart hervor, und nur zuweilen, bei gewissen Gelegenheiten opfern sie Menschen, oder sind sonst grausam gegen ihre überwundenen Feinde, die sie alsdann mit vieler Ueberlegung martern. Sie reißen ihnen kleine Stücken Fleisch aus verschiedenen Theilen des Leibes, stechen ihnen die Augen aus, schneiden ihnen die Nasen ab, und zuletzt öffnen sie ihnen den Bauch. Außer diesen einzelnen Beispielen von gefühlloser Grausamkeit, sind sie aber wirklich sehr gutmüthige Menschen und ungemein heiter und lebhaft — Weil es ihnen geht, wie Kindern, die alles was ihnen gefällt, gern haben möchten, so suchten sie

sich, dieser Neigung zufolge, bei dem Daseyn der Engelländer oft mit vieler List in den Besitz dessen zu setzen, was ihnen am meisten in die Augen leuchtete, und ihnen auf ihr Verlangen nicht gutwillig gegeben ward, und dadurch zogen sie sich den Vorwurf zu, daß sie, wie alle Südsee-Insulaner, sehr zu Diebereien geneigt wären.

Ihre Kleidung besteht aus einer Art von Papierzeuge oder Tuch, das aber nicht gewebt, sondern aus den Rinden des Papiermaulbeerbaums, oder des Brodfruchtbaums, und eines wilden Feigenbaums, durch allerhand Zubereitungen verfertiget wird. Sie hat keine bestimmte Form oder Schnitt, auch wird sie nicht aus mehrern Stücken zusammen genähet; sondern sie besteht aus mehrern 30—40 Fuß langen Streifen von diesem Papiertuche, die sie nach Gutdünken um den Leib winden, oder sie bald als einen kurzen Rock, bald als einen schmalen Streifen nur vorn herabhängen lassen, oft auch als einen Mantel um sich schlagen, oder wie es ihnen sonst belieben mag, bald kürzer, bald länger über Kopf und Schultern herunter hängen lassen. Die Vornehmern haben zum Unterscheidungszeichen ihres Standes noch kleine, weiße Stäbe. — Da dies Papierzeug kein Wasser hält, so tragen die Insulaner bei Regenwetter über diese Kleider auch noch Mäntel von fein geflochtenem Bast oder Binsen, welche das Wetter abhalten können, und die sie überaus schön und geschickt zu flechten wissen.

Ihre Wohnungen sind von Rohrstäben und mit Palmblättern gedeckt und behangen. Sie können leicht abgenommen und in ihren Iwahahs, oder Kähnen, transportiret werden. Sie legen diese Wohnungen durchgängig im Walde an, zwischen der See und den Gebirgen, und für jedes Haus wird nur so viel Platz gemacht, als eben hinreichend ist, zu verhindern, daß die Tropfen von den Aesten des zunächst stehenden Baumes, das Dach der Wohnung nicht treffen. Aus dem Hause tritt daher der Bewohner desselben sogleich in den Schatten, welcher der dickbelaubten Bäume wegen ungemein angenehm und kühlend ist. Diese aus Brodfrucht: und Cocosbäumen bestehenden Haine sind von allem Gesträuch und Unterholz gänzlich frei. Auf allen Seiten siehet man Pfade, die von einem Hause zum andern gehen, dadurch hat die Luft beständig einen freien Durchzug, bleibt gesund, und der Schatten ist desto kühler. Die Häuser selbst haben nur ein Stockwerk und keine Seitenwände, so daß man auch in ihnen der freien Luft genießen kann, der Wind mag herkommen, wo er will.

Da die Einwohner der Insel sehr mäßig leben, so gelangen sie dadurch sowol, als durch die reine, gesunde Luft, die sie athmen, zu einem sehr hohen Alter, und kennen fast keine Krankheit. Sie trinken keinen Wein, und sonst starke Getränke, ausgenommen den Saft von Ava oder Taumelpfeffer, den sie durch Auspressen aus den Blättern, Früchten und

Stamm dieses Baum gewinnen. Doch haben nur Otaheiter vom Stande, oder ganz alte Leute die Sitte, sich durch den Genuß dieses Saftes um ihre Vernunft zu bringen. Weil sie nun auch weder Toback noch scharfe Gewürze gebrauchen, so siehet man unter ihnen auch nie verdorbene Zähne, vielmehr sind diese so weiß wie das reinste Elfenbein. Ueberdieß sind sie sehr reinlich, baden sich oft, und essen und trinken nie, ohne sich sowol vorher als nachher zu waschen, und stets sind sie bemüht, nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihre Leiber reinlich zu erhalten. Die Früchte, die ihnen die Natur fertig liefert, oder die sie ohne sonderliche Mühe zu allerhand Speisen zubereiten können, ferner Schweinefleisch und Fische, sind ihre vorzüglichste Nahrung, die sie mit musterhafter Mäßigkeit und Ordnung genießen. — Wenn sie Feuer anzünden wollen, so nehmen sie ein Stück sehr trockenes Holz, und reiben das Ende desselben gegen die breite Seite eines andern Stück Holzes, fast auf die Art, wie man bei uns die Meissel zu wetzen pflegt, und setzen dies mit großer Geschwindigkeit so lange fort, bis es Feuer gefangen hat, dann graben sie ein Loch von etwa 9 Fuß im Umkreise, und einen halben Fuß tief in die Erde. Den Boden desselben belegen sie mit großen Kieselsteinen, und zünden darauf mit trockenem Holz, mit Blättern und Schaalen von Cocosnüssen ein Feuer darin an. Sobald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die

Kohlen heraus und kehren die Asche rund an den Seiten der Hölung herum. Hierin bereiten sie denn ihre Brodfruche, die sie zerschnitten auf die heißen Steine legen, wodurch sie weich, und einigermaßen einer gekochten Cartoffel ähnlich wird. Sie ist zwar nicht so mehlicht, aber ungleich wohlschmeckender. Außer dieser Zubereitung der Brodfrucht machen sie aber auch noch allerhand andre Gerichte davon. Sie stampfen sie z. E. in einem steinernen Mörser zu einem Teig, und feuchten sie, je nachdem das Gericht mehr oder minder lecker seyn soll, entweder mit Wasser, oder mit Milch von Cocosnüssen an. Unter diesen Teig mischen sie zuweilen reife Plantanen, Bananas, oder auch gegohrne Brodfrucht, die sie Mahie nennen. Und so wissen sie diese einzige Frucht des Brodfruchtbaums zu mancherlei nahrhaften und zugleich angenehmen Speisen zu benutzen. Mit diesem Baume hat überhaupt die Natur für die Otaheiter vortrefflich gesorgt. Er wächst zwar nicht wild, aber seine Pflanzung erfordert sehr wenig Mühe, und seine Früchte einzuerndten, braucht der Otaheite weiter nichts, als auf die Bäume zu klettern, und sie abzubrechen. Zwar währt die Brodfrucht nicht das ganze Jahr, sondern nur 7 Monate; allein in dieser Zwischenzeit wird der Mangel derselben nicht nur durch Cocosnüsse und andre Früchte ersetzt, sondern sie haben auch ein Mittel erfunden, sie auf längere Zeit genießbar zu machen. Und dies bewerkstelligen sie auf folgende Art: die Frucht wird

kurz vor ihrer völligen Reife abgepflückt, auf Haufen geschüttet, und mit Blättern wohl bedecket. In diesem Zustande geräth sie in Gährung, und wird übermäßig, aber unangenehm süß. Alsdann zieht man den Stiel und Kern heraus, wirft das Uebrige der Frucht in ein Loch, das mit Gras ausgefüttert ist; bedeckt das Ganze mit Blättern, und legt schwere Steine darauf. In diesem Zustande gährt die Frucht noch einmal, und wird sauer, dann aber hält sie sich viele Monate unverändert. Will man nun Etwas davon brauchen, so nimmt man soviel, als nöthig ist, ans dem Loche, nnd macht Kugeln daraus; diese umwickelt man mit Blättern, und bäckt sie zwischen heißen Steinen gahr, und in diesem Zustande kann man sie 5 bis 6 Wochen lang aufheben. Man ißt sie kalt und warm, und die Otaheiter thun nicht leicht eine Mahlzeit ohne diese gegohrne Brodfrucht. — Die Hauptsache bei der Zubereitung dieser Speise kömmt auf die Gährung an; diese aber geräth nicht allemal, und dann ist freilich die ganze Masse verloren. Die Arbeit dieser Zabereitung fällt gemeiniglich auf die alten Weiber, und diese haben dabei eine Menge abergläubiger Gebräuche. Sie erlauben außer den dabei nothwendigen Personen, keinem lebendigen Geschöpf das Geringste davon anzurühren, und lassen auch an den Ort, wo sie es bereiten, Niemanden hinkommen.

Unter den musicalischen Instrumenten, welche die Otaheiter besitzen, sind Flöten mit 2 Löchern, und

Trommeln die einzigen. Die Flöten blasen sie nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase, und singen gemeiniglich dazu. Auch haben sie Schauspiele und Tänze, mit denen sie besonders die Engelländer bei ihrem Auffenthalte daselbst, zu amüsiren suchten. Cook erzählt dies in seinem Tagebuche folgendermaßen:

„Sobald das Essen vorbei war, (zu welchem er nebst seinen Officieren von dem König der Insel, Otu geladen war) wurden wir in ein Theater geführt, wo eine Gesellschaft von Schauspielern bereit war, eine dramatische Vorstellung aufzuführen. Das Schauspiel war ordentlich in drei Acte eingetheilt. Der erste bestand aus pantomimischen Tänzen, der zweite aus einem Lustspiele, welches für diejenigen, welche die Sprache verstanden, sehr belustigend seyn mußte, wie wir aus den Geberden der Zuschauer bemerkten. Der letzte war ein musikalisches Stück, in welchem sich Niemand, als die jungen Prinzessinnen hören ließen. In den Zwischenacten ließen ein Paar Fechter ihre Geschicklichkeit in den Waffen sehen. Sie waren mit Lanzen und Keulen bewaffnet. Der eine that den Angriff, der andre vertheidigte sich. Der erste schwang seine Lanze, und warf oder stieß nach seinem Gegner, indem er mit der andern Hand zugleich die Keule gebrauchte. Derjenige, welcher sich vertheidigte, steckte die Spitze seiner Lanze in die Erde, in einer schrägen Richtung, so daß der obere Theil über seinem Kopfe hervorragte, nnd indem er stets das Auge seines

Gegners beobachtete, fieng er dessen Schläge oder Stöße durch die Bewegungen seiner Lanze auf. Durch die Geschicklichkeit in diesem Manövre parirte er allemal den Lanzenstoß oder Keulenschlag aus. Wenn sein Gegner nach den Beinen schlug, sprang er hurtig über die Keule hinweg, und zielte er ihm nach dem Kopfe, so bückte er sich mit eben der Geschwindigkeit darunter. Ihre Geschicklichkeit bestand hauptsächlich in der Vertheidigung, sonst hätte das Gefecht, das sehr vergnügt beschlossen ward, sehr übel ablaufen können."

„Diese Vorstellungen, welche ohngefähr 4 Stunden dauerten, waren wirklich sehr unterhaltend. Auch sind ihre Tänze durch Nachahmung der Europäischen, sehr verbessert worden, und in Vielen übertreffen sie sogar ihre Lehrmeister, denn sie begleiten die schnelle Bewegung der Füße mit Verzerrungen des Gesichts und der Muskeln, die unnachahmlich sind, und uns oft ein herzhaftes Lachen abnöthigten." —

Die Hauptneigung der Bewohner auf Otaheiti ist die Liebe und ihr sinnlicher Genuß, wozu sie schon das reitzende und wollustathmende Clima einladet. Doch ist keinesweges die Beschuldigung gegründet, daß sie ihre Leidenschaften öffentlich, wie es ihnen einfällt, ohne Rücksicht auf Ort und Personen befriedigen sollten. Cook und seine Begleiter gaben sich alle ersinnliche Mühe, die Wahrheit derselben zu erforschen, und alle bezeugen in ihren Tagebüchern auf das feierlichste, daß die gröbsten Unanständigkeiten auf der Insel von

den zügellosen Matrosen verübt wurden, die ohne alle Rücksichten kein Bedenken trugen, sich dasjenige öffentlich und gewalthätigerweise zu verschaffen, was sie nicht mit dem freien Willen der Gegenstände ihrer Begierden erhalten konnten, wofür auch verschiedene sehr hart bestraft wurden. — Die Behauptung also, daß nicht die geringste Spur von Schaam unter diesem Volke zu finden sey, indem sie das öffentlich thun, was alle andern Völkern, von der Natur be[illegible]rt, zu verbergen suchen, ist eine ungerechte Verläumdung, welche weder von der Gewohnheit bekräftiget, noch von dem allgemeinen Gebrauche auch nur der geringsten und niedrigsten Classe von Menschen unter ihnen unterstützt wird.

Das Frauenzimmer auf Otaheiti hat außerordentlich viel Reitz, und ist nichts weniger als spröde. Es war daher für Cook kein leichtes Stück Arbeit, die Matrosen und selbst die meisten seiner Officiere von den Liebeshändeln mit den Weibern, die sie beständig an sich lockten, abzuhalten. Die feinsten und geübtesten Buhlerinnen in den größten Europäischen Städten besitzen nach Cooks Zeugniß nicht halb so viel schmeichlerische Künste, als die Otaheiterinnen — zur Anreitzung ihrer Liebhaber gebrauchen. Mit dem größten Anschein von taubenmäßiger Unschuld verbinden sie die List der Schlangen. Sie haben indessen eine Tugend, die ihnen eigen ist, und die sie von den Europäischen Buhlerinnen auszeichnet, nemlich die Beständigkeit. Wenn sie einmal gewählt haben, so ist es

dem Liebhaber gewiß ganz allein zuzuschreiben, wenn seine Geliebte ihm wieder untreu wird. Keine Frauenzimmer in der ganzen Welt können getreuer seyn. Sie suchen sich freilich in den Besitz alles dessen zu setzen, was ihrem Geliebten gehört, aber sie geben nicht zu, daß sich eine andre ihres Eigenthums bemächtige. Auch ziehen sie keinen Theil ohne Einwilligung des Eigenthümers an sich. Aber es ist sehr schwer, ihnen diese Einwilligung zu versagen, denn ihre Bitten sind äußerst dringend, und sie lassen nicht eher damit nach, bis sie alles haben, was ihnen der Geliebte geben kann. Als Cook sich auf seiner letzten Reise vier Monate lang auf dieser und den benachbarten Inseln aufhielt, hatte sich fast jeder Matrose in eine verliebte Verbindung mit einem Mädchen von Otaheiti eingelassen, auch konnten wenige Officiers den Reitzen der Damen höherer Classen widerstehen, denn sie waren eben so verliebt, und listig, obgleich mehr zurückhaltend, als die von gemeinem Stande. —

Wir wollen diese Beschreibung von Otaheiti und den übrigen Gesellschaftsinseln mit den Worten aus Cooks Tagebuch seiner letzten Reise beschließen, die als das Resultat aller daselbst gemachten Beobachtungen und Erfahrungen anzusehen sind.

„Die Gelindigkeit des Clima — schreibt er — der Ueberfluß an frischen Lebensmitteln, Fischen, Vögeln, Schweinefleisch, Brodfrucht, Yamswurzeln und den übrigen herrlichen Früchten, — dies alles trug

nicht wenig dazu bei, unsern hiesigen Auffenthalt nicht nur leidlich, sondern sogar sehr angenehm zu machen. Auch schlich sich der Müßiggang nicht einmal bei denen unter uns ein, die sonst am meisten dazu geneigt waren, denn Arbeit und Vergnügen ließen uns keine leere Stunde. Wir brauchten keine Caffeehäuser, unsre Zeit zu tödten, keine Vauxhalls zu unsern Abend-Unterhaltungen. In jeder Mahlzeit auf dieser glücklichen Insel, gab uns die wohlthätige Natur ganz allein ein Gastmal, das an Schönheit und Ueberfluß alle Uppigkeiten und Leckereien des prächtigsten Festes übertraf, wenn sie auch mit gränzenloser Verschwendung aufgetragen, und mit den kostbarsten Verzierungen der höchsten Kunst geschmückt sind. — Was sind zehntausend Lampen von den Händen des größten Künstlers in die vortheilhafteste Ordnung gestellt, in Vergleich mit den schimmernden Sternen des Himmels, die in diesen Himmelsstrichen mit zehnmal größerem Glanze funkeln, und Gebüsche, Ebenen und Ströme beleuchten! — In diesen Elisäischen Feldern mangelt blos die Unsterblichkeit zum Genusse aller Vergnügungen, welche die Fantasie der Dichter als höchste Belohnung heldenmäßiger Tugenden vorstellt."

---

13. Sandwich-Inseln.

Diese Eilande liegen zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Krebses, doch näher bei diesem

fast in der Mitte zwischen Asien und America, nur dem letztern etwas näher unter dem 20 — 22 Grad Norderbreite und unter dem 136 — 143 Grad westlicher Länge von Ferro. Ihrer sind etwa 17, und diese haben ohngefähr 400,000 Bewohner. Die größte unter allen ist Owaihi, und nächst ihr Atooi. Zum Thi bestehen diese Inseln aus sehr hohen Gebirgen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt, an denen auch viel Vulcanische Verheerungen bemerkbar sind. Das Clima dieser Inseln ist mit dem auf den Westindischen Eilanden so ziemlich einerlei, nur ist es, im Ganzen genommen, etwas gemäßigter.

Der Boden auf ihnen ist äußerst fruchtbar, aber sehr wenig angebaut. Große Strecken davon liegen ganz wüste, weil doch Ueberfluß an Lebensmitteln genug vorhanden ist. Aber er könnte bei mittelmäßig sorgfältiger Cultur eine noch ungleich größere Menge von Bewohnern ernähren, besonders da die Insulaner in der Kunst des Ackerbaues gar nicht unerfahren sind. Ihre Felder haben alle eine regelmäßige Figur, gewöhnlich die eines vollkommnen, oder auch länglichen Vierecks. Die niedrigliegenden sind alle mit Taro, (einer Südseeländischen Feldfrucht) bepflanzt, die höher liegenden aber mit Zuckerrohr, Plantanen, und süßen Erdäpfeln, die oft 10 — 14 Pfund wiegen. Die Brodbäume werden alle auf Anhöhen gepflanzt, wo sie sich durch einen üppigen Wachsthum auszeichnen. Sie gedeihen, wenn gleich nicht in solcher Menge,

wie auf den fetten Ebenen von Otaheiti, dennoch mit einer doppelt so großen Menge von Früchten. Die Stämme sind von gleicher Höhe, wie dort, allein die Zweige kommen schon tiefer unten hervor, und der ganze Wuchs ist üppiger.

Die Inseln selbst sind alle, — wie das gewöhnlich in der Südsee der Fall ist, — mit großen Corallenriffen umgeben, die das Anlanden ungemein erschweren und gefährlich machen. Sonst haben sie auch, so wie die Gesellschafts- und übrigen Südseeinseln, an Thieren aller Art keinen Mangel. Sehr vortheilhaft unter diesen, zeichnet sich, besonders auf Owaihi der carmoisinrothe Baumlaufer aus. Sein dünner, ziemlich stark gekrümter, und fast einen Zoll langer Schnabel, hat eine ins Gelbliche fallende Fleischfarbe, so wie auch die Füße. Die Farbe der Federn am ganzen Leibe ist ein brennend Roth zwischen Zinnober und Scharlach, überaus glänzend und schön. Der Vogel ist etwa so groß, wie eine Lerche. Von den schönen Federn dieses Vogels verfertigen die Bewohner der Sandwichinseln ihren Putz und verschiedene Kleidungsstücke; hauptsächlich werden ihre Mäntel über und über damit besetzt. Das Frauenzimmer aber trägt auch Halsschnüre, von der Dicke eines Daumen's, die blos aus solchen Federn gemacht sind, und bei feierlichen Gelegenheiten, besonders bei Tanzfesten, werden ihnen mehrere derselben um den Kopf gewunden.

Die Bewohner aller dieser Inseln sind in ihren Sitten und Gebräuchen den Neu-Seeländern weit ähnlicher, als ihren weniger entfernten Nachbaren von den Societäts- und freundschaftlichen Inseln. Vorzüglich bemerkt man dies an ihrer Sitte, in kleinen Städten und Dörfern zusammen zu leben, die aus 100—200 Häusern bestehen, die ohne alle Ordnung nahe an einander gebauet sind. Ein krummer Pfad führt zwischen den Häusern hin, deren Figur unsern großen Heuhaufen nicht unähnlich ist. Die Größe derselben ist sehr verschieden, denn einige sind nur 18, andre hingegen wol 40 Fuß lang und 20 Fuß breit, da hingegen jene nur die Breite von 12 Fuß haben. Die Oefnung zum Eingange dient zugleich dazu, das Licht hereinzulassen. Sie sind alle von bloßem Holz erbaut, und mit langem Schilf oder Gras bedeckt. Ihr Inwendiges ist sehr reinlich, und der Boden ist mit getrocknetem Gras belegt, worauf sie ihre Matten ausbreiten, auf denen sie sitzen oder schlafen. An einem Ende steht eine Art von Bank, etwa 3 Fuß hoch, auf welcher ihr Hausgeräthe liegt. Die besten dieser Häuser haben vorn einen Hof, mit zierlichen Pallisaden umgeben, und um demselben her liegen kleinere Wohnungen für ihre Sclaven. Auf diesem Hofe essen sie gewöhnlich, und sitzen hier auch den ganzen Tag über. In den Hügeln und Felsen auf jeder Insel sind Löcher und Höhlen gegraben, in die sie sich bei feindlichen Ueberfällen flüchten und verbergen können.

Mit

Mit Aufgang der Sonne stehen sie auf, und wenige Stunden nach ihrem Untergange legen sie sich schlafen. Die vornehmsten Insulaner beschäftigen sich mit Verfertigung der Canots und der Matten, die andern mit Pflanzen und Fischen, und die Weiber besorgen die Verfertigung der Kleidungsstücke.

Ihre Vergnügungen sind sehr mannichfaltig. Sie lieben den Tanz und Gesang ungemein, so wie auch die Ring- und Fechterspiele, die aber nur bei feierlichen Gelegenheiten statt finden, allein nicht so geschickt, wie auf den freundschaftlichen Inseln ausgeführt werden. Auch ist ihre Musik von einer rauhern Art. Sie haben keine Flöten und keine andern Instrumente, als Trommeln von verschiedener Größe. Und dennoch thun ihre Gesänge, die nach den Stimmen geordnet, und mit sanften Bewegungen der Arme begleitet sind, eine sehr angenehme Wirkung.

Sie sind große Liebhaber des Spiels, unter andern haben sie ein Spiel, das dem Bretspiel sehr ähnlich ist, allein, nach der Anzahl der Fächer zu urtheilen, weit schwerer seyn muß. Das Bret ist 2 Fuß lang, und in 238 Fächer abgetheilt, allemal 14 in einer Reihe. Sie bedienen sich dabei schwarzer und weißer Steine, die sie aus einem Fach ins andre versetzen. — Ein ander Spiel besteht darinn, daß sie einen Stein unter ein Stück Zeug verbergen, das einer von den Spielenden ausbreitet und hernach so zusammenwickelt, daß der Ort, wo der Stein liegt,

schwer zu bestimmen ist. Der Spieler schlägt sodann mit einem Stocke auf den Theil des Zeuges, wo er den Stein vermuthet. Da nun die Wahrscheinlichkeit diesen Ort aufs Gerathewol zu treffen, sehr gering ist, so werden darüber unter den Zuschauern allerhand Arten von Wetten angestellt. — Auch haben sie Kugelspiele, wobei die Kugeln, auf einer Seite glattgeschliffene Steine sind, die sie auf ebenen Flächen nach gewissen Regeln gegen einander werfen, und darnach Gewinnst und Verlust berechnen. — Außer diesen und andern Spielen ergötzen sich sowol Knaben als Mädchen oft mit Wettlaufen, wobei unter den Umstehen den gleichfalls gewettet wird.

Das Schwimmen und Untertauchen ist bei ihnen nicht blos eine nützliche Kunst, in welcher beide Geschlechter erfahrner sind, als irgend ein ander Volk in der Welt, sondern es ist zugleich ein Lieblingsvergnügen der Insulaner. Sie wählen dazu gewöhnlich die Zeit, wenn die See stürmisch ist, und die Wellen sich an den felsichten Ufern mit dem größten Ungestüm brechen, wobei sie die äußerste Geschicklichkeit anwenden müssen, um nicht an die Felsen geschmettert zu werden.

In allen Dingen, die von den Bewohnern der Sandwich-Inseln verfertiget werden, sieht man sehr viel Nettigkeit und Erfindungsgeist. Ihr Zeug, das dem auf den Societäts-Inseln ähnlich ist, zeichnet sich dennoch durch das schönere Färben und die große

Mannichfaltigkeit der angebrachten Figuren aus. Die Farben sind zwar, — ausgenommen die rothe — nicht sehr glänzend, allein die Regelmäßigkeit der Figuren und Streifen ist in der That bewundernswürdig. Ihre Matten, womit sie den Fußboden ihrer Häuser bedecken, sind weiß mit rothen Streifen. — Sie scheinen auch die Lackierkunst zu verstehen, denn verschiedene Geräthe, die sie verfertigen, sind mit einem glänzenden Firniß überzogen. Ihre hölzernen Tische und Schaalen sind so nett gearbeitet und polirt, als ob sie aus den Werkstätten Europäischer Kunstarbeiter gekommen wären. — Die große Mannichfaltigkeit ihrer Fischergeräthe zeigt auch ihren Erfindungsgeist. Ein Theil derselben ist von Knochen, andere von Holz mit Knochen ausgelegt, und noch andre sind von Perlenmuscheln gearbeitet. Ihre Beile sind von einem schwärzlichen harten Stein, dem sie durch langwieriges, mühsames Reiben und Schleifen, Schärfe und Politur geben.

Die Mahlerei ist ganz die Beschäftigung der Weiber. Oft nahmen sie den Engelländern die Federn aus den Händen, um ihnen zu zeigen, daß sie dieselben auch zu gebrauchen verständen, wobei sie aber stets behaupteten, daß die ihrigen besser wären. Einen Bogen beschriebenes Papier sahen sie für ein Stück Zeug an, und die Zeilen für Streifen.

Die Bildhauerarbeit wird von den Männern getrieben. Die merkwürdigsten Kunstwerke dieser Art,

die man sah, waren die Trinkschaalen der Oberhäupter, von vollkommen runder Form, etwa 10 Zoll im Durchmesser, und auf das Schönste polirt. Gewöhnlich werden sie auch von 3 oder 4 kleinen Figuren unterstützt, welche Menschen in verschiedenen Stellungen bezeichnen, und bei diesen wohlproportionirten Figuren sieht man auch sogar die Muskeln sorgfältig ausgedrückt.

Die Canots dieser Insulaner sind gewöhnlich 24 Fuß lang, und der Boden derselben ist von einem einzigen Stück gemacht, dessen Dicke nicht über 2 Zoll ist. Die Seitenbreter sind nur einen Zoll dick, und etwa 18 Zoll hoch. Sie regieren diese Fahrzeuge mit Rudern, zuweilen auch mit einem leichten, dreieckigen Seegel.

Zu ihren sonderbaren Gebräuchen gehört auch dieß, daß sie sich etliche ihrer Vorderzähne ausbrechen.

Man siehet daher sehr wenige Leute von allen Ständen, denen nicht einige dieser Zähne fehlen sollten.

Uebrigens scheinen sie mit einem offenherzigen und lustigen Charakter begabt zu seyn. — Die Mütter tragen die zärtlichste Sorgfalt für ihre Kinder, und werden darin von den Männern aufs angelegentlichste unterstützt.

Die grausamste Gewohnheit unter ihnen ist ohnstreitig das Opfern von Menschen. Diese Menschenopfer sind bei ihnen häufiger, als auf allen andern Inseln der Südsee. Man beobachtet diesen schreckli-

chen Gebrauch nicht blos bei dem Anfange eines Krieges, sondern auch im Laufe des Krieges selbst, wenn man Schlachten liefern will, und sonst große Unternehmungen vor hat. Auch ist der Tod eines vornehmen Oberhauptes, je nachdem dessen Rang war, allemal mit einem oder mehreren menschlichen Todenopfern begleitet. Stirbt nun gar der König, so fällt auf 10 Menschen dies grausame Loos. Ein etwas mildernder Umstand dieses schrecklichen Gebrauchs ist jedoch dieser, daß die unglücklichen Schlachtopfer nicht die mindeste Nachricht oder Vermuthung von ihrem bevorstehenden Schicksale haben. Diejenigen, die man zum Tode bestimmt, werden, wo sie auch seyn mögen, mit Keulen überfallen, und so in der Geschwindigkeit erschlagen.

Als die Engelländer unter Cooks Anführung bei diesen Inseln, und namentlich auf Owaihi, der größten derselben, landeten und sich da verweilten, zeigten die Insulaner eine gewisse Höflichkeit, welche die Engelländer in Verwunderung setzte. Sie baten z. E. um Erlaubniß, sich auf dem Schiffe niederzusetzen, fragten an, ob sie auf dem Verdecke ausspeien dürften u. dergl. — Auch that man hier dem Admiral Cook fast göttliche Ehre an. Das Volk warf sich vor ihm zur Erde, wo er sich nur zeigte. Die Priester brachten ihm Opfer, wickelten ihn in rothes Zeug, wie sie ihren Götzen zu thun pflegten, und gaben ihm den bei ihnen heiligen Namen O r o n o. —

Diese Priester zeigten sich durch ihre Tugenden als die Besten ihres Volks. Ihr ganzes Betragen gegen die Engelländer war unverstellte Höflichkeit, Menschenliebe, Freigebigkeit, Uneinigennützigkeit, Gastfreiheit und Rechtschaffenheit. Selbst da die Engelländer durch ein entstandnes Mißverständniß verführt, grausam genug waren, verschiedene Wohnungen der sorglosen Insulaner anzuzünden, blieben sie dennoch diesen Fremdlingen getreu, und thaten ihnen mit eigner Gefahr, und unter Hintansetzung ihrer eignen Sicherheit, sehr wesentliche, wichtige Dienste. Die Engelländer wurden hier in einem noch nie erhaltenen Ueberflusse mit Lebensmitteln beschenkt, und die Ankunft des Königs, so wie des Oberpriesters, die auf einer benachbarten Insel gewesen waren, verursachte noch eine Vermehrung dieser Geschenke. Nichts störte die Zufriedenheit der Engländer, als der Hang zum Stehlen eiserner Sachen, der allen Südsee-Insulanern eigen zu seyn scheint. Dieß reitzte jene zuletzt zu solchen unverhältnißmäßigen Strafen und Grausamkeiten, daß die gutmüthigen Insulaner endlich auch ihre Geduld verloren, und sich an ihren Feinden und Unterdrückern aufs empfindlichste zu rächen beschlossen, und Cook selbst war es, der als das erste Opfer dieser aufgeregten Empfindlichkeit durch die Hand eben derer fallen mußten, die ihn vorher mit wahrer abgöttischer Verehrung fast angebetet hatten.

II.

Ueber Gewinnung und Zubereitung des Federharzes.

(Gummi elasticum.)

Dieses Naturprodukt ist auch unter uns Europäern bekannt genug, und wird auch bei uns zu vielen nützlichen und künstlichen Arbeiten gebraucht. Vielleicht sind aber noch Manche unter uns, die seine Entstehung und Zubereitungsart nicht kennen. Für diese steht demnach hier die Beschreibung davon.

Der Seringat oder Cacutchuc giebt das berühmte merkwürdige elastische Gummi oder Federharz. Der Stamm dieses Baums wächst unterhalb der Zweige zu einer Dicke von 9 — 10 Fuß im Umfange. Er hat nirgends Zweige, als am Gipfel. Die Blätter, die in der Form einige Aehnlichkeit mit den Hanfblättern haben, sind oberhalb grün, und unterhalb weißlich. Der Baum selbst läßt sich in den Wäldern nur mit Schwierigkeit bemerken, weil sein Gipfel sich unter den buschigen Bäumen, die ihn umgeben, verbirgt und verliert. Wenn man aber,

anstatt in die Höhe zu sehen, auf die Erde blickt, so wird man bald an seine nahe Gegenwart durch die vielen junge Schößlinge erinnert, welche sein Saame hervorbringt, der aus den Capseln, worin er eingeschlossen ist, endlich heraus, und auf die Erde fällt, darinn keimt und eine Zeitlang wächst, aber durch die dichten Wälder größtentheils wieder erstickt wird.

Der Saft dieses Serringat, der das Gummi giebt, kann zu allen Zeiten gesammelt werden, die bequemste Zeit dazu ist aber die Regenzeit, weil er alsdann am häufigsten vorhanden ist. Und diese Zeit wählen auch die Indianer. Sie waschen zuerst den Stamm 3 Fuß über der Erde, bis auf 8 Fuß in die Höhe. Hierauf binden sie ihn an dem Orte, wo sie zu waschen angefangen haben, mit einem fingerdicken Stricke von der Liane oder einer andern Pflanze. Auf diesen Strick wird eine Lage mit Wasser angefeuchteter Erde angebracht, und ein Ablauf zwischen dem Stamme und der Lage Erde gelassen, so daß alles abhängig geht. In dem untersten Theil der Erdlage wird ein Palmblatt befestigt, das wegen seiner Steifigkeit und Höhlung zum Abtropfen dient. Mit seinem Ende reicht es in eine Kürbisflasche, die auf der Erde steht. Wenn dies alles fertig ist, so werden Einschnitte in den Stamm gemacht, ein wenig oberhalb der Erdlage, an zehn bis zwölf Orten. Der Saft läuft durch diese Einschnitte aus, sammelt sich in dem Ablaufe, worinn er zu dem Palmblatt, und

und auf diesem in die Flasche fließt. Wenn nun Saft genug vorhanden ist, so giebt ihm der Indianer eine Zubereitung, die nur den Eingebornen des Landes bekannt, für uns aber ein Geheimniß ist, und gießt ihn alsdann in Formen, worin er trocknet, verdickt, fest wird, und die Gestalt der Formen annimmt. Sammelt man diesen Saft blos auf, und verdickt ihn durch Ausdünstung, ohne die geheime Zubereitung; so giebt er blos ein dem Wachse ähnliches Wesen, das durch die Wärme erweicht wird, sich unter den Fingern ziehen läßt, und dessen Stücke, wenn es zerbricht, in der Wärme wieder zusammen geschmolzen werden können. Eben dieser Saft hingegen, von der Wilden zubereitet, wird ein elastisches Wesen, das sich in Wasser nicht auflösen läßt, und welches eine gemäßigte Hitze nicht verändert.

Die Americaner bilden schlechte Figuren von Früchten, Vögeln, Flaschen, Kugeln und andern Dingen daraus, die man mit aller Gewalt gegen Steine, und andere feste Körper werfen, ausziehen oder zusammendrücken kann, ohne daß sie brechen, oder sich verändern, und die allezeit ihre vorige Figur wieder annehmen. Man macht auch eine Art Stiefeln daraus, die in einem Lande, das von Bächen durchschnitten, und mit Wasser bedeckt ist, von gutem Nutzen sind. — Der Seringatbaum wird übrigens im südlichen America, besonders in der Provinz Guayana, auch in den Cayennischen Wäldern sehr häufig gefunden.

III.

Beschreibung der Stadt- und Landschaft Quito, ihrer Einwohner, und deren Sitten, Meinungen und Gebräuche.

Die Stadt Quito, in der Provinz gleiches Namens, liegt im Innern des ehemaligen großen und mächtigen Königreichs Peru im südlichen Theile von America, an einem Abhange des Pichincha *)

*) Der Pichincha war vor diesem ein feuerspeiender Berg, und hat auch noch seit der Eroberung von Peru durch die Spanier, einige ziemlich starke Auswürfe gehabt. Seine Oeffnung befindet sich auf einer hohen Spitze, die jetzt mit Sand und allerhand verbrannten Materien bedeckt ist, wo jetzt auch weder Feuer noch Rauch mehr herauskömmt. Doch werden die Bewohner der dortigen Gegend noch zuweilen, durch das fürchterliche Getöse, der in den Höhlen des Berges verschlossenen Winde, in Schrecken gesetzt. Sie erinnern sich dabei noch der ehemaligen Verheerungen, wo die Stadt und die ganze umliegende Gegend unter der ungeheuren Menge von glühender Asche begraben wurde. — Der weite Schlund des Berges ist, wie durch eine Mauer, getheilt, und alles. was darin bemerkt werden kann, scheint nichts

zwischen zwei großen Ebenen, die sich in der Nähe des Berges zusammen ziehen, und endlich vereinigen. Hier liegt die Stadt auf einem sehr unebnen Boden auf den Ruinen selbst des alten, von den Indianern ehedem erbauten Quito. Diese Lage ist die Ursache, daß die Straßen bergauf, bergab gehen, und es ist zu verwundern, daß die Spanier diese unangenehme Lage den schönern und weitläuftigern Flächen vorgezogen haben. Vielleicht glaubten sie nicht, in der Folge eine so große Stadt hier zu erblicken: denn zu der Zeit, da sie den alten Platz wählten, thaten sie nichts weiter, als feste Häuser statt der zerbrechlichen Hütten hinzusetzen; aber durch den Aufenhalt des Gonzalez Pizarro wurde Quito eine reiche und blühende Stadt. Die beiden Ebenen wurden sehr bald mit Landhäusern besetzt, die Felder angebauet, die Wiesen mit Gras und Kräutern besäet, und die Anhöhen mit zahlrei-

als Schutt von dem verbrannten und herabgefallenen Gipfel zu seyn. Ein unordentlicher Haufen ungeheurer, zerbrochener und wild durch einander geworfener Felsenstücke, stellt dem Auge das lebhafte Bild des Chaos dar. Man hat aus diesem Vulcan Ströme von Feuer sich ergießen gesehen, die sich neue Wege geöffnet, und die Seiten des Bergs durchbrochen haben. Ganze Catharrakten von halb und ganz geschmolzenem Schnee stürzten sich in die Ebene, eine See kochenden Wassers bedeckte das Land auf etliche Stunden im Umkreise, und rollte in seinen schäumenden und siedenden Wellen glühende und entzündete Klumpen mit untermischten Eisschollen und Felsenstücken mit sich hinweg.

reichen Heerden bedecket. — Verschiedene Hügel vor der Stadt geben überflüßiges Wasser, welches durch unterirrdische Canäle in alle Straßen geleitet wird.

Der vornehmste Marktplatz ist geräumig, und ein reguläres Viereck, wovon jede Seite mit vier großen Gebäuden pranget, nemlich mit der Cathedralkirche, mit dem bischöflichen Pallaste, dem Stadthause und dem Gebäude der Audienza, das aber jetzt sehr verfallen ist. In der Mitte des Platzes ist ein schöner Springbrunnen, und auf die Ecken stoßen vier große, breite und gerade, aber wegen des beständigen Auf- und Niedersteigens unbequeme Straßen. Dieser Hauptfehler ist auch der Grund, daß man nirgends in der Stadt zu Wagen bequem fahren kann. Die Weiber behelfen sich mit Sänften, die Mannspersonen gehen zu Fuße, mit einem Bedienten, der den Sonnenschirm trägt. — Die übrigen Straßen gehen alle überdies noch ganz krumm, und haben weder Ordnung nach Anmuth, noch Aehnlichkeit mit einander. In einigen derselben siehet man Klüfte von dem Berge, und die hier stehenden Häuser folgen den Krümmungen und Abwegen, die der Berg selbst macht. Einige dieser Spalten sind so tief, daß man oben drüber Gewölbe hat erbauen müssen, um auf diese die Häuser setzen zu können, und so steht denn ein Theil der Stadt in seinen Grundmauern auf Schwibbögen über tiefen Erdfällen. — Die Häuser der Vornehmern sind sehr geräumig, und ob sie gleich alle nur

ein Stockwerk hoch sind, haben sie dennoch sehr gut angelegte Zimmer. Die meisten sind mit Balcons versehen, alle aber haben niedrige, enge Thüren und Fenster, um vor der Sonne und dem Winde desto besser geschützt zu seyn.

Außer dem großen Marktplatze, giebt es noch andere ziemlich ansehnliche Plätze, die mit Kirchen und Klöstern umgeben sind. So könnte das Franziskanerkloster unter den schönsten Gebäuden dieser Art in Europa, seinen Rang behaupten. Es ist von Quadersteinen erbauet, und hat unermeßliche Summen gekostet. Die übrigen Klöster sind, ohne so kostbar zu seyn, dennoch mit allen Schönheiten der Baukunst versehen. Mit Erstaunen sieht man darinn die große Menge Silberwerk und die köstlichen Tapeten, womit die Tempel geziert sind, besonders an hohen Festtagen. Doch übertreffen die Nonnenklöster noch die der Mönche, zwar nicht an Reichthum, aber an innerer und äußerer Schönheit und an dem Geschmack in den Verzierungen.

Desto größer ist aber der Unterschied, wenn man aus diesen Kirchen in die Pfarrkirchen kömmt, denn in diesen ist weit weniger Sorgfalt, mehr Unreilichkeit und Armuth sichtbar; kaum haben sie das Nothwendigste, den öffentlichen Gottesdienst mit einigem Anstand zu feiern. Viele sind nicht einmal gepflastert und haben keine Dächer; das Uebrige stimmt denn auch mit diesem Kennzeichen von ihrer Armuth und

ihrem Verfalle überein. Man rechnet in Quito sieben Pfarrkirchen, zwei Jesuitercollegia, eben so viel Augustiner, Dominicaner- und Barfüßerklöster, zwei der barmherzigen Brüder und verschiedne Nonnenklöster.

Eins von den Jesuitercollegien hat eine Universität; die Besoldungen der Professoren bezahlt der König. Nur ist es sehr auffallend, daß die Facultät der Medicin nie besetzt ist, weil sich bisher noch Niemand dazu gefunden hat.

Der Bischof von Quito hat mehr als 100,000 Livres an Einkünften, und sein Capittel, das aus 14 Chorherrn besteht, ohngefähr 60,000. Das Amt bei dem öffentlichen Gottesdienste in der Cathedralkirche, wird mit vieler Feierlichkeit gehalten; das Fest aber, wobei das meiste, zum Theil lächerliche Gepränge gemacht wird, ist das Frohnleichnamsfest. Alle hohen Gerichtshöfe, Beamten und vornehme Personen finden sich dabei ein, und erscheinen mit einer Pracht, die dem Spanischen Stolze eigen ist. Das Merkwürdigste, oder eigentlich das Auffallendste dabei sind die besondern Prozessionen und Tänze der Indianer, welche diese öffentliche Andachtsübung allezeit begleiten. Die Häuser sind mit reichen Tapeten behangen, und am Ende einer jeden Straße sind Triumpfbögen nebst Altären auf gewisse Entfernungen errichtet, worauf eine erstaunende Menge goldener und silberner Gefäße prangen. Diese Pracht und die Kostbarkeit der Klei-

der, giebt diesem Feste einen Glanz, dergleichen man an keinem einzigen catholischen Ort in Enropa findet.

Einen Monat vor dem Feste wählen die Pfarrer in der Stadt und in der benachbarten Gegend eine gewisse Anzahl Indianer zu den Tänzen aus, die bei ihnen vor der Eroberung des Landes gebräuchlich waren. Die Musik dabei besteht blos in einem Pfeifer und Trommelschläger, und die Tänze selbst sind nichts als unregelmäßige, ungeschickte Sprünge. Die meisten Tänzer haben weibliche Kleidung an, oder haben sich sonst sehr auffallend lächerlich angezogeu, denn darin sucht einer den andern zu übertreffen. Sie haben Larven aus Bändern gemacht, die sie vor das Gesicht nehmen, über die Strümpfe ziehen sie kleine Stiefeln mit Schellen. In diesem lächerlichen Aufzuge errichten sie Compagnien von etwa 10 Personen, und bringen ganze Tage zu, in den Straßen auf und nieder zu laufen, und das alles deswegen, weil sie glauben, eine Religionspflicht dadurch zu erfüllen, am meisten aber wol darum, weil sie selbst viel Vergnügnügen an dieser Mummerei finden. Sie fangen mit dieser Uebung schon einen ganzen Monat vor dem Feste an, nnd hören nicht eher, als einen ganzen Monat nachher, damit auf. Sie bekümmern sich diese ganze Zeit über, weder um ihre Arbeit, noch um ihre Familie, und thun nichts, als laufen, springen, tanzen, ohne müde oder es überdrüßig zu werden, obgleich die Zahl ihrer Bewunderer von Tage zu Tage ab-

nimmt, und der Beifall sich endlich in Spott und Verachtung verwandelt.

Diese seinsollenden Andachtsübungen sind der deutlichste Beweis von den erbärmlichen Begriffen, die diese Völker von dem Christenthum haben. Auch giebt es in der That nur wenige darunter, denen es ein Ernst mit der Annahme desselben war. Kommen sie an Sonn- und Festtagen in die Kirche, so geschiehet es blos aus Furcht vor der auf Vernachlässigung dieser Schuldigkeit festgesetzten Strafe. — Einst ward ein Indianer, der anstatt in die Messe zu gehen, sich beim Trinken aufgehalten hatte, mit der, in diesen Fällen üblichen Strafe, mit Peitschenhieben gezüchtiget. Er erduldete sie, ohne zu klagen, und als der Pfarrer nachher zu ihm trat, um noch einen kurzen Verweis und eine nachdrückliche Ermahnung hinzuzufügen, daß er in Zukunft die Pflichten der Religion besser beobachten möchte, bat ihn der Indianer, er möchte ihm jetzt nur noch eben so viel neue Hiebe geben lassen, weil er am morgenden Tage, der auch ein Festtag war, ebenfalls sich gern mit Trinken beschäftigen wolle, und also voraus sehe, daß er wieder nicht in die Messe würde kommen können.

Das, was den Wachsthum der christlichen Religion in dem Herzen der Eingebohrnen verhindert, ist wol vor allen Dingen die große Anhänglichkeit an den Sonnendienst, dem die Peruaner vor der Eroberung ihres Landes ergeben waren. In Quito sowol, als in

allen übrigen großen Städten von Peru, sind noch manche Tage, wo das Andenken in den Gemüthern der Indianer sehr lebhaft erneuert wird, und wo sie es mit Schmerz bereuen, daß diese Zeiten, die sie nur der Sage nach kennen, dahin sind. Ein solcher Tag ist das Fest von Maria's Geburt, an dem die Indianer das Gedächtniß des Atabaliba (letzten Königs von Peru) durch eine Art von Schauspiel feiern, das sie auf den Straßen vorstellen. Sie ziehen sich alsdann gerade so an, wie es zur Zeit der Inca gewöhnlich war. Dabei tragen sie das Bild der Sonne und des Mondes, ihrer geliebten Gottheiten, und die übrige Zeit bringen sie mit Trinken zu. Bei dieser Feierlichkeit haben sie die Sitte, die Vorbeigehenden mit Steinen aus der Hand oder der Schleuder zu werfen, und weil sie darin sehr geschickt sind, und ihr Ziel selten verfehlen, so muß sich Jeder in Acht nehmen, daß er ihnen an diesem Tage nicht in den Weg kömmt. Selbst die Spanier, die sonst von den Indianern so sehr gefürchtet, und als ihre Herrn betrachtet werden, sind vor ihren Steinwürfen nicht sicher; daher halten sich die Klügsten an diesem Tage in ihren Häusern verborgen, und keiner läßt sich ohne die höchste Noth auf offner Straße blicken.

Ein anderes Hinderniß, das dem glücklichen Fortgang des Evangeliums im Wege stehet, ist der äußerst schlechte Unterricht, und der Widerspruch, den sie bei den Predigern dieser Religion, in ihrem schlechten Le-

Bayerische Staatsbibliothek München

benswandel finden, der mit dem, was sie lehren, durchaus nicht übereinstimmt. Jeder Pfarrer ist ein Tyrann, der die armen Leute seines Vortheils wegen arbeiten, und bei dem geringsten Versehen fast halb todt schlagen läßt. So sind sie z. B. verbunden, alle Wochen dreimal den catechetischen Unterricht zu besuchen. Kommen sie nun um einige Minuten zu spät, so besteht die väterliche Züchtigung des Pfarrers in einer tüchtigen Tracht Stockschläge, die er ihnen gleich in der Kirche geben läßt. Um nun den Pfarrer auf gelindere Gedanken zu bringen, und der Schmerzen überhoben zu seyn, nimmt ein Jeder ein Geschenk für ihn mit. Eben dieser Lehrer untersagt ihnen den vertrauten Umgang mit den Frauenspersonen; er selbst aber hält deren verschiedene zu seinem Vergnügen, und zwar ganz öffentlich, ohne sich die Mühe zu geben, dies vor ihren Augen zu verbergen. Wenn ferner die Mönche aufs Land gehen, Allmosen für ihre Klöster einzusammeln, so betreiben sie dies Geschäft mit mehr als militärischer Strenge. Sie nehmen nicht nur alles, was ihnen ansteht, sondern will der Indianer das, was sie von ihm erpressen, nicht gutwillig fahren lassen, so wird er mit Scheltworten und Stockschlägen dazu gezwungen.

Unter den Gerichtshöfen, die zu Quito errichtet sind, ist der vornehmste die königliche Audienza. Sie unterscheidet sich in Nichts von andern Gerichtshöfen gleiches Namens, die an verschiedenen

Orten des Spanischen America etablirt sind. — Diese Audienza zu Quito erstreckt sich mit ihrer Gerichtsbarkeit bis an die äußersten Grenzen der Provinz, und man kann von ihren Rechtsaussprüchen an kein ander Gericht, als an den hohen Rath von Indien apelliren, und auch dies nur in Fällen, wo eine offenbare Ungerechtigkeit obwaltet. — Nach der Audienza kömmt die Finanzkammer, welche die Abgaben der Indianer, imgleichen die Einkünfte von Zöllen und alle andern Gelder einnimmt, und davon die Besoldung derer, die in öffentlichen Aemtern stehen, bestreitet. Der Stadtrath hat seine Stadtbeamten, die Inquisition ihre Comissarien, Gerichtsdiener u. s. w.

Man schätzt die Anzahl der Einwohner in Quito auf 50 bis 60,000, die in verschiedene Classen eingetheilt sind. Die Spanier sind die ärmsten, weil sie den Müßiggang der thätigen Lebensart und deren Erwerb, vorziehen. Sie glauben durch Erlernung eines Handwerks ihrem Stande etwas zu vergeben, obgleich dieser Stand in weiter nichts besteht, als darin, daß sie weder Schwarze, noch Mulatten, noch Indianer sind. Die Mestizen, weniger stolz, erlernen allerhand Professionen, und legen sich auf Künste. Sie werden Goldschmide, Mahler, Bildhauer; und man muß sich über die Vollkommenheit ihrer Arbeiten um destomehr wundern, da ihnen in den meisten Fällen die erforderlichen Werkzeuge fehlen. Den Indianern überlassen sie blos die mechani-

schen Beschäfftigungen, und diese bestehen in den Fabrikarbeiten, im Anbau der Pflanzungen, und in der Wartung des Viehes. Jedes Dorf ist, laut den Verorduungen, verbunden, den Maierhöfen seiner Gegend eine gewisse Anzahl Menschen zu liefern, deren Arbeitslohn bestimmt ist. Nach Jahresfrist kehren diese wieder zurück, und es kommen andere an ihre Stelle. Ohngeachtet diese Eintheilung auch die Manufakturen angeht, so wird bei diesen doch nicht mehr darauf gesehen, weil nicht Jeder, der von den Dörfern geschickt wird, die Weberei versteht, folglich wenig Vortheil von denen zu erwarten stände, die dergleichen Arbeiten nicht tüchtig machten. Man begnügt sich damit, die Geschicktesten darunter auszuwählen, welche mit ihren Familien in den Fabriken bleiben, und die Arbeiten ihren Kindern lehren. Außer dem jährlichen Lohn für dergleichen Arbeiten, giebt man noch denen, welche sich durch Fleiß besonders hervorthun, Stücken Landes, und etwas Rindvieh, das sie benutzen können. Sie machen alsdann das Land urbar, beackern und besäen es, bauen auch Hütten, welche nach und nach große Dörfer und Maierhöfe ausmachen.

Die Kleidung des Volks ist verschieden; jeder kleidet sich nach seinem Belieben, einige auch auf Spanische, aber Niemand mit Geschmack. Ein Küttel, eine Kappe, Ermel ohne Aufschläge, linnene Beinkleider u. dergl. alles mehr oder weniger reich, mehr oder weniger mit

Golde oder Silber verbrämt, nach dem Stande, Vermögen und Gutbefinden eines Jeden, — macht ihren Habit aus. Fast alles ist blau gefärbt, die einzige Farbe, die dem Volke gefällt. Man kauft daher auch von den Mexikanischen Küsten eine Menge von Indigo, der in den Fabriken des Landes verbraucht wird.

Unter den Indianern haben die Meisten kein Hemd; sie begnügen sich mit linnenen Beinkleidern, und mit einem schwarzen baumwollenen Wamse, das wie ein Sack aussieht, mit drei Löchern. Eins davon ist in der Mitte, wo sie den Kopf durchstecken, die beiden andern sind auf den Seiten für die Arme. Um den Hals haben sie eine vier Finger breite Spitze, wie einen gekräuselten Kragen, der auf die Brust und auf die Schultern herunterhängt. Das Wams selbst geht bis auf die Knie, und darüber tragen sie eine Art von tuchenem Mantel, der, nebst einem im Lande fabricirten Hute, ihren ganzen Putz ausmacht. Diesen aber legen sie niemals ab, selbst dann nicht, wenn sie schlafen gehen. Niemals verändern sie ihre Kleidung; niemals ziehen sie etwas an die Beine oder tragen Schuhe, sie müßten denn besonders wohlhabend seyn, und in diesem Falle haben sie auch goldene oder silberne Schnallen. Die Kleidung der Weiber steht mit der Kleidung der Männer in gleichem Verhältniß, und man bemerkt überall mehr Reichthum, als Geschmack.

Junge Leute von vornehmem Stande, legen sich in den Schulen auf Erlernung der systematischen Theolo-

gie, sehr wenige nur auf schöne Wissenschaften, auf Mathematik, Geschichte u. dergl. Wenn sie die Schule verlassen, und nicht den geistlichen Stand erwählen, so ist ihre einzige Verrichtung diese, daß sie ihre Landgüter besuchen. Die Handlung überlassen sie gänzlich den dort wohnenden Europäern, und leben in einer Unthätigkeit, woraus sie nicht zu bringen sind, als bis sie in das wüste, ausschweifende Leben verfallen, das hier unter allen Geschlechtern, Altern und Ständen eingeführt ist. Man liebt das Spiel, treibt Liebeshändel, trinkt starke Getränke, und übt alle Laster, die mit der Befriedigung aller dieser Leidenschaften verbunden sind. Daher sind auch die venerischen Krankheiten in diesen Gegenden so gemein, daß wenige Personen davon befreit bleiben, ohngeachtet man äußerlich ihnen diese Krankheit nicht ansiehet. Was dieselbe so allgemein macht, ist die wenige Sorgfalt, die man anwendet, um sie zu heilen. Dazu kommt denn das günstige, gesunde Clima, das die Krankheit nie so überhand nehmen läßt, daß die, so daran leiden, das Bette hüten müßten. Man siehet auch viele Leute ungemein alt werden, welche diese in früher Jugend schon zugezogene Krankheit keinen Augenblick verlassen hat.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

IV.

Naturgeschichte des Agami, oder Trompetervogels.

Dieser große, schöne und in vielem Betracht sehr merkwürdige Vogel, (von den Spaniern Trompeter genannt) ist eigentlich in den großen Wäldern des heißern Himmelsstrichs von America zu Hause, und hält sich gemeiniglich in zahlreichen Völkerschaften, wie die Rebhüner, auf Bergen und in hohen Gegenden auf. Er läuft mehr und geschwinder, als er fliegt; denn sein Flug ist schwerfällig, und er hebt sich mehrentheils nur einige Fuß hoch von der Erde, um sich sogleich wieder auf niedrige Sträuche, oder auf die Erde niederzusetzen. Der ganze Vogel, von der Wurzel des Schnabels, bis zu Anfange des Schwanzes, mißt 22 Zoll, und sein Schnabel, der vollkommen dem Hühnerschnabel gleichet, ist 22 Linien lang. Sein Schwanz mißt nicht mehr, als 3 Zoll, 1 Linie und reicht nicht über die Flügel hinaus, wenn sie der Vogel unausgebreitet auf dem Rücken liegen hat. Seine 5 Zoll hohen Beine sind schuppig, wie bei dem Hühnergeschlechte,

der Kopf und Obertheil des Halses sind vorn und hinten mit kurzen und sehr weichen Pflaumfedern ganz dicht bedeckt. An der Brust aber, und an dem angränzenden Untertheile des Halses hat er ein 4 Zoll breites Schild der schönsten und glänzendsten Farben, die ins Goldgrüne, Blaue und Violette spielen. Der Ober- und Untertheil seines Leibes, so wie Schwanz und Flügel sind schwarz; außer daß die Rückenfedern nach dem Bauche zu ins Feuerroth, und die Schwungfedern der Flügel in das helle Aschgraue fallen. Seine Füße sind grünlich. Er nährt sich, wie das übrige Hühnergeschlecht, von wilden Früchten, und, wenn er zahm gemacht ist, von Mais, frißt aber auch Fleisch, Brod und Fische.

Die größte Merkwürdigkeit an diesem Vogel ist die, daß er unter allen möglichen Vögeln dem Menschen am meisten zugethan ist, und dessen Gesellschaft außerordentlich liebt. In diesem Stücke übertrift er das ganze Vögelgeschlecht eben so sehr, wie der Hund alle andre vierfüßige Thiere. Er hat sogar den Vorzug, der einzige in seiner Art zu seyn, der diesen Geselligkeitstrieb, und eine entschiedene Liebe für seinen Herrn äußert, anstatt daß der Hund unter den vierfüßigen Thieren zwar das erste, aber nicht das einzige ist, das diese Anhänglichkeit hat.

Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agami gegen seinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen.

In diesem Betrachte ist dies Thier der größten Aufmerksamkeit wehrt, weil man es gewiß mit seiner Abrichtung noch viel weiter bringen würde, wenn man sich mehr damit zu beschäftigen, die Mühe geben wollte. Er ist mit sehr leichter Mühe zahm zu machen, und alsdann läuft er frei herum, eilt seinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder sieht, hüpft um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleien, und giebt seine Freude insbesondere durch innere Töne, die er tief in seinem Leibe hervorbringen kann, zu erkennen. Kann hingegen der Agami eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine, verjagt und entfernt sie von sich, so weit er kann, woran nicht immer vorhergegangene Neckereien Schuld sind. Eine blos unangenehme Gestalt, oder ein übler Geruch gewisser Personen sind im Stande, diesem Vogel den größten Widerwillen gegen sie einzuflößen Er gehorcht der Stimme seines Herrn sehr willig, gehet auch zu andern Menschen, die ihn rufen, wenn sie nur sonst nichts Widriges für ihn an sich haben. Er liebt das Streicheln und Kratzen ungemein, und reicht in dieser Absicht Kopf und Hals beständig dar, verlanget auch wohl diese Gefälligkeit, wenn er daran gewöhnt ist, mit Ungestümm. Wenn es zu Tische geht, weis er ganz genau, und stellt sich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu fressen anrührt, ist sein Geschäft, alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen, und sich allein Meister davon zu machen.

Dabei ist er so muthig und herzhaft, daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe allezeit, wiewol oft erst nach einem langen Gefechte, den Wahlplatz überlassen müssen. In diesem Kriege weis er mit der größten Kunst und Geschwindigkeit den scharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er sich, ehe sichs der Feind versiehet, in die Höhe schwingt, wie ein Pfeil auf ihn herunterstürzt, und ihm die Augen auszuhacken, oder ihn mit Schnabel und Krallen auf alle mögliche Weise zu verwunden sucht. Und ist der Sieg einmal auf seiner Seite, so verfolgt er den Feind mit der größten Wuth, und würde ihn vielleicht tödten, wenn man sie nicht von einander trennte. — Da sich der Agami gewöhnlich der Hofhühner treulich annimmt, und sie gegen Raubvögel und andre schädliche Thiere herzhaft beschützt, will man sogar behaupten, daß sie bei den Schaafheerden, statt der Hunde sehr wohl zu gebrauchen seyn würden. In den Straßen von Cayenne laufen viele dieser Vögel beständig frei herum. Sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich immer zu rechter Zeit in den Wohnungen ihrer Herren wieder ein. Man kann sich ihnen nähern, soviel man will, nur muß man nichts ihnen Widriges an sich haben. Fast alle diese zahmen Agami haben die besondre Gewohnheit, sich unter fremden Personen, die sie noch gar nicht gesehen haben, dann und wann eine auszuwählen, der sie beständig in und außer der Stadt nachgehen, und die sie niemals verlassen. Man

mag alsdann seine Wege verändern, wie man will, man mag sich verstecken wollen, oder in ein Haus gehen, — der Agami folgt, und wartet vor dem Hause so lange, bis man wieder herauskömmt. Er läuft, wenn man läuft, und stellt sich neben die Person, die einmal sein Augenmerk ist, wenn sie still stehet, und dies dauert wol 2 — 3 Stunden lang. Es giebt sogar einige derselben, die einem jeden Fremden der ihren Herrn besucht, das Geleite geben, und ihn im Garten durch Alleen und Gänge so lange begleiten, bis er sich aus dem Gebiete des Hauses gänzlich entfernt hat. Auch ist dieser sonderbare Vogel nicht ohne Eifersucht gegen Menschen und andre Geschöpfe, welche die Gunst seines Herrn mit ihm zu theilen scheinen; daher er denn sehr oft Neger und andre Bediente, wenn sie sich ihrem Herrn bei Tische nähern wollen, mit seinem Schnabel in die Beine hackt.

Etwas Ausgezeichnetes hat — wie schon vorhin berührt worden — dieser Vogel darin, daß er dumpfe, hohle und tiefe Töne aus dem Innern seines Leibes von sich zu geben im Stande ist, von denen Viele geglaubt haben, sie würden durch den Hintertheil seines Leibes herausgebracht. Von dieser sonderbaren Eigenschaft hat er ohnstreitig den Namen Trompetervogel erhalten. — Diese Töne läßt der Agami vorzüglich hören, wenn er mit Freuden über das Wiedersehen seines Herrn, um ihn herumläuft, oder gekratzt und gestreichelt wird. Und man kann

leicht verführt werden, dem sonderbar angegebenen Ausgange dieser Töne Glauben beizumessen, weil der Vogel bei dieser Gelegenheit, Brust, Bauch, und besonders den Hintertheil des Leibes sehr stark bewegt. Nachdem man aber den innern Bau seines Körpers genau untersucht hat, so findet sichs, daß er zwar diese Töne innerlich hervorbringen kann, daß diese aber nicht durch den Hintertheil seines Körpers, sondern durch eine sehr unmerklich kleine Oeffnung seines Schnabels, ihren Ausgang finden.

V.

Ueber Truxillo und dessen Bewohner.

Diese Stadt, die ihren Namen von dem Vaterlande des Pizarro erhalten hat, ist eine der ersten, von den Spaniern in Peru gemachten Errichtungen. Es sind ihrer in America wenige, die mehr bevölkert wären. Die Stadt selbst ist mit einer Mauer aus gebrannten Steinen umgeben, und in Ansehung der Größe nimmt sie den Rang der Städte in der dritten Classe ein. Sie liegt nur eine halbe Stunde vom Meere entfernt, zwei Stunden weiter aber ist der Hafen Guanchaco, wo aller Handel zur See getrieben wird. Die Häuser haben nicht alle ein gefälliges Aeußere. Die meisten sind von gebrannten Steinen erbaut, mit Portalen und Balcons verziert, die übrigen aber sehen Hütten ähnlicher, als ordentlichen Häusern. Doch sind selbst die schönsten darunter nicht höher als ein Stockwerk, denn die Furcht vor Erdbeben läßt nicht zu, sie höher zu erbauen.

In dieser Stadt wohnen der Corregidor und ein Bischof, und außer dem Capittel, nebst andern Welt-

Priestern, giebt es noch verschiedene Mönchs- und Nonnenklöster, ein Jesuitercollegium und mehr dergleichen. Zwei Dinge sind für den Beobachter hier schwer zu begreifen. Einmal die durchaus unmoralische Aufführung der Mönche, und dann doch auf der andern Seite die vortheilhafte Meinung, welche die Einwohner von ihnen haben. Bei dem ersten Blick auf diese Menschenklasse sollte man glauben, Andacht und Religiosität sey bei ihnen bis zum höchsten Gipfel gestiegen; bei etwas genauerer Beobachtung findet sich aber nur der bloße Schein ohne Realität. Die Superioren verzehren nach ihrem Gefallen die Güter der Klöster, machen sich kein Gewissen daraus, die von ihnen erzeugten Kinder, als die ihrigen öffentlich zu erkennen, und sie in ihren Häusern zu erziehen. Doch muß man die Exjesuiten, auch noch da, als ihr Orden bestand, von diesen Excessen freisprechen. Ihre Sitten sind viel besser, und ihr Betragen vorsichtiger, und nicht so anstößig, wie das der übrigen Ordensgeistlichen. Ihre Einkünfte waren zwar ansehnlich genug, und vielleicht ansehnlicher als die der andern Ordensklöster. Allein die Anwendung davon machte ihnen auch mehr Ehre. Sie unterhielten davon Apotheken und andere gemeinnützige Anstalten, und vermehrten selbst dadurch ihre Einkünfte noch um ein Ansehnliches.

Ob nun die Spanier gleich wissen, wie ausschweifend die Lebensart ihrer Mönche ist, so erweisen sie

ihnen dennoch eine Ehrfurcht, die fast bis zur Anbetung geht. Vornehmlich sind die Franziskaner und Dominikaner die Gegenstände dieser lächerlichen Verehrung, und die Mittel, wodurch sie den öffentlichen Aberglauben unterhalten, sind folgende: Sie erfinden lächerliche Feste, von denen das Volk aus heiliger Verblendung die Thorheit nicht einsieht. Die Ceremonie fängt den Abend vor dem Feste, bei der ersten Vesper, durch einen Aufzug der Dominikaner an, welche von ihrem Kloster mit großer Feierlichkeit zu den Franziskanern gehen. Zehn Männer tragen das Bild ihres Stifters, des heiligen Dominikus, welcher, unter Begleitung seiner sämmtlichen geistlichen Söhne, seinen Freund, den heil. Franziskus, besuchet. Dieses Bild, das mit den reichsten Stoffen bekleidet ist, blitzt über und über von den kleinen silbernen Sternen, um von weitem desto besser gesehen zu werden. Der heilige Franziskus, benachrichtiget von der Ehre, die ihm sein Freund erweist, geht ihm in eben dem Aufzuge auf halbem Wege entgegen, und da machen denn beide Heilige, durch den Mund ihrer geistlichen Kinder sich einander die lächerlichsten Komplimente. Denn ob man gleich die Kunst erfunden hat, diesen Bildern, vermittelst gewisser Springfedern Beweglichkeit und Biegsamkeit nach allen Seiten, zu geben, so hat man doch noch keinen Mechanismus erfinden können, ihnen Vernunft und Sprache zu verschaffen. —

Der heilige Franziskus, bescheidener als sein Freund, empfängt diesen in seiner Mönchskutte, aber bei dieser scheinbaren Demuth ist er mit Bogen und Strahlen von Gold und Silber umgeben, und hat eine so große Last von beiden Metallen an sich, daß 18 ganz krumm gebogene Männer unter ihrem Drucke seufzen. Vier Riesen verschiedener Farben, ein Weißer, ein Schwarzer, ein Mulatte und ein Indianer, die von geflochtenen Weidenruthen gemacht, mit gemahltem Papier überzogen, und mit scheuslichen Perücken und Larven, gleich Vogelscheuchen, versehen sind, werden vor den zwei Bildern hergetragen. Mitten unter ihnen steht eine andere Art von Ungeheuer, das auf seinem Rücken einen Korb trägt, woraus Puppen hervorkommen, welche zur Belustigung des Volks ihre abgeschmackten Sprünge machen müssen. — Endlich gehen die Ordensbrüder beider Theile mit ihrem Heiligen, unter einer großen Menge Wachskerzen und kleiner Engel, die auf Tischgen gesetzt sind, in die Kirche. Des Abends wird ein Feuerwerk abgebrannt und die ganze Stadt erleuchtet, zuletzt aber wird zum Beschluß das Ungeheuer nebst den vier Riesen verbrannt. Am folgenden Tag ist Predigt und große Musik. Um den Tag noch feierlicher zu machen, wird den Frauenspersonen erlaubt, in die Klöster zu kommen und die Mönche in ihren Zellen zu besuchen. Am Abend wird dann wieder eine andre Prozession veran-

stal-

staltet, um den heiligen Dominikus wieder nach Hause zu bringen. —

Die Anbetung der Bilder wird hier bis zur Abgötterei getrieben. Man siehet nichts als Bildsäulen, die man prächtig anputzt, und vor denen alle Welt hintritt und räuchert. Die Bettelmönche zu Fuße und zu Pferde tragen sie in den Straßen herum, und geben sie den Vorübergehenden um ein gewisses Stück Geld zu küssen.

Die Truxillaner sind eine Vermischung aller Arten von Menschen, aber unter den hiesigen Spaniern giebt es ansehnliche Familien. Das Land selbst ist reich an Getraide, Obst, Hülsenfrüchten und Vieh, und die Indianer, welche die Lebensmittel bis auf 50 Stunden weit herbringen, machen, daß Bequemlichkeit und Ueberfluß zu allen Zeiten herrschen. — So weit diese Reisen auch sind, so stellen die Indianer dieselben doch nur mit wenigen Kosten an. Ihre Mundvorräthe stecken in einem kleinen Sacke, und bestehen in geröstetem Gerstenmehle. Mit diesem behelfen sie sich auf einem Wege von 100 Stunden. Wenn es Essenszeit ist, gehen sie in die erste beste Indianische Hütte, wo sie allezeit Chica (ein berauschendes Getränk) finden, oder in unbewohnten, wüsten Gegenden, an einen Fluß. Hier nehmen sie ein wenig von ihrem Mehle in den Mund, und behalten es einige Zeit darinnen, ehe sie es hinunterschlucken. Zwei oder drei Löffel voll stillen ihren Hunger. Darauf thun sie

einen starken Trunk und finden sich dadurch hinlänglich erquickt, ihren Weg fortzusetzen.

Die Stadt Truxillo ist mit Bäumen und Buschwerk umgeben, wodurch ihre Lage sehr angenehm gemacht wird. Ihre wohl angebaueten und gut unterhaltenen Gärten geben ihr eine reitzende Ansicht, und dieses, nebst dem stets heitern Himmel, versichert sowol den Einwohnern als den Fremden, den reitzendsten Aufenthalt. Nicht weit davon fließt ein Strom, dessen Wasser durch verschiedene Canäle in alle Gegenden dieser vortrefflichen und fruchtbaren Landschaft geleitet wird.

VI.

Neuere Erfahrungen und Bemerkungen über den Zitteraal und dessen electrische Kraft.

Am Zitteraal kann man ohne Electrisirmaschine die Wirkungen einer stark geladenen Leidenschen Flasche empfinden. Berührt man ihn, oder nur das Wasser, das ihn zunächst umgiebt, mit einem Körper, der die Electricität fortpflanzt, so bekömmt man eine heftige Erschütterung. Kein Fisch nähert sich auf eine Entfernung von 20 — 30 Fuß dem Orte seines Aufenthalts, nur einige Gattungen von Krebsen scheinen sich nichts aus ihm zu machen. Seide, Pech, Siegellak und Glas pflanzen, wie bei andern electrischen Körpern, den Stoß nicht fort, den unelectrische von ihm erhalten.

Ein gewisser Gelehrter, mit Namen Schilling, der sich lange Zeit in Surinam aufgehalten hat, machte die Entdeckung, daß der Magnet den Zitteraal an sich ziehet und ihm sogar seine electrische Kraft benimmt. Dieser Gelehrte bekam im Monat Julius 1764 einen kleinen Zitteraal, 6 Zoll lang und in der

Mitte 1 Zoll dick. So klein der Fisch war, so bekam doch jeder, der ihn anrührte, einen heftigen Stoß, auf den eine ziemlich lange Erstarrung folgte. Herr Schilling selbst, welcher der Begierde, ihn zu berühren, nicht widerstehen konnte, fühlte einen so starken Schlag, daß der untere Theil des Arms, besonders an dem Ellenbogen, wenigstens 2 Stunden lang, wie eingeschlafen war, und auch im obern Theile wenig Empfindung übrig blieb; nur in den andern Theilen des Leibes bemerkte er nichts davon. Da sich von ohngefähr 3 bewafnete Magnete im Zimmer befanden, so hatte er den Einfall, einen davon an den Fisch zu halten. Er nahm den stärksten, der 8 Loth trug, und brachte ihn an den Tisch, worauf der Fisch sich befand. In demselben Augenblicke fieng dieser an, sich heftig in dem Wasser zu bewegen, ohngeachtet ihn niemand anrührte. Je näher man ihm den Magneten brachte, destomehr zerarbeitete er sich; sobald man ihn aber wieder entfernte, wurde er wieder ruhig. Man legte dem Magneten in das Wasser selbst; der Fisch fieng seine ängstlichen Bewegungen aufs neue an, ohne sich dem Magneten zu nähern. Dies währte eine Zeitlang, worauf er ruhiger wurde, sich sogar dem Magneten näherte, ihn berührte, und gleichsam an dem Wasser hängen blieb, welcher diesen umgab. Diese Erscheinung schien Herrn Schilling so merkwürdig zu seyn, daß er sie in Gegenwart einiger Zeugen zu widerholen für nöthig fand. Es

trat bald darauf ein gewisser anderer Gelehrter, mit Namen Stock (Sohn des gewesenen öffentlichen Lehrers in Jena) ins Zimmer, in welches auch einige von Herr Schillings Leuten gerufen wurden. Man entfernte zuerst mit einem Stückchen Holz den Fisch von dem Magnete, an welchem er zu hängen schien, und brachte ihn zugleich aus dem Wasser. Der Fisch war matt; aber in der Maaße, als man ihn von dem Magneten entfernte, bekam er seine Lebhaftigkeit nach und nach wieder. Einer aus der Gesellschaft wagte es, ihn zu berühren, und fühlte keinen merklichen Stoß. Man legte den Magneten ins Wasser: der Fisch fieng aufs neue an, unruhig zu werden, es dauerte aber nicht lange, weil er sogleich von dem Magneten angezogen wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde entfernte er sich von selbst, aber sehr schwach und so, daß er dem Steine zur Seite blieb. Man nahm den Magneten aus dem Wasser und berührte den Fisch, ohne den geringsten Stoß zu empfinden. Man konnte ihn mit der Hand fassen, und ihn drücken, ohne die mindeste Spur eines Stoßes zu fühlen. Man untersuchte hierauf den Magneten, und fand die Bewaffnung beider Pole ganz rauh, als wenn er in Eisenfeile gelegen hätte. Am folgenden Tage befand sich der Fisch vollkommen wohl, ohngeachtet der Schwachheit, die man den Tag zuvor an ihm beobachtet hatte. Noch immer konnte man ihn ohne Gefahr anrühren. Man hatte aber an diesem Tage Gelegen-

heit, eine neue Erscheinung zu bemerken, welche darin bestand, daß, wenn der Fisch an dem Magnete hieng, man keinen Stoß fühlte, wenn man den letztern mit einem Eisen berührte, da hingegen, wenn diese Berührung mit der Hand geschah, der Schlag sehr heftig war. Berührte man mit dem Finger den Fisch selbst, wenn er seiner Kraft durch die Berührung des Magneten beraubt war, so spürte man wieder nicht das Geringste. Man warf hierauf etwas Eisenfeile ins Wasser, und nach 8 Tagen, (in welcher Zeit man den Fisch in Ruhe gelassen hatte) bekam Jemand, der ihn aus dem Wasser herausnehmen wollte, sogleich einen, wiewol schwächern Schlag, als im Anfange. Man näherte den Fisch aufs neue dem Magneten, der ihn anzog, aber nur auf einige Augenblicke, nach welchen der Fisch ganz geschwächt sich wieder von demselben losmachte.

Nachdem Herr Schilling sich von der Richtigkeit dieser Erscheinungen vollkommen versichert hatte, so wollte er nun die Gelegenheit abwarten, einen größern Zitteraal zu bekommen. Da es aber schwer hält, diese Fische von einer gewissen beträchtlichen Größe zu erhalten, so mußte er sich so lange gedulden, denn sie lassen sich nicht mit der Schnur fangen, weil sie nicht in den Angel beißen; sondern es geschieht dies auf die Art, indem man das Wasser aus den Flüssen in gewisse Behälter leitet, nnd es nach einiger Zeit wieder ablaufen läßt, da denn der Zitteraal, nebst den andern

Fischen zurückbleibt. Wenn die große Menge anderer Fische verhindert, ihn zu bemerken, so giebt er sich bald durch den Stoß zu erkennen, den er demjenigen beibringt, der ihn unversehens berührt. Daher durchstöbern auch die Fischer ihren Fang zuvor sehr sorgfältig mit einem Stocke, und sobald sie einen Zitteraal darunter finden, tödten sie denselben durch einen Schlag auf den Kopf.

Es währte also lange, ehe Herr Schilling einen Zitteraal von 4 Fuß Länge, und $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite erhielt. Er war aber schon verwundet, und der Magnet zeigte keine sonderliche Wirkung auf ihn; der Fisch machte sich bald von ihm los, und blieb todt auf dem Boden des Gefäßes liegen. An andern kleinern, die man ihm brachte, beobachtete er weiter nichts, als daß, je größer der Fisch ist, er desto weniger anfänglich von dem Magneten angezogen wird, dem er sich nachmals freiwillig nähert. Es vergehen zuweilen wol 4 Stunden, ehe er sich anhängt, und dies geschiehet noch dazu nur bei den Kleinern, die man mit einem Stöckchen gegen den Magneten zu stoßen muß. Außer dem Wasser kann man diesen Versuch nicht wohl machen, weil der Fisch sich zu sehr bewegt. Man beobachtete an ihm in dieser Lage nur das Einzige, daß, wenn man ihn mit den Magneten berührte, er durch denselben keinen Stoß beibringen konnte. Einst hatte Herr Schilling einen Zitteraal von einem Fuß Länge, und anderthalb Zoll Breite, bei welchem er alle Mühe

hatte, ihm innerhalb 24 Stunden seine Kraft zu benehmen, und ihn an den Magneten zu bringen. Aber auf der andern Seite verfloß auch mehr Zeit, ehe er seine Kraft wieder bekam, ob man gleich Eisenfeile ins Wasser geworfen hatte.

Endlich im Jahr 1767 bekam er einen Aal von 4 Fuß in der Länge, und einem in der Breite. Dieser widerstand dem Magneten so vollkommen, daß er ihm nicht das Geringste von seiner Kraft rauben konnte. Es zeigte sich aber bei dieser Gelegenheit eine neue, nicht weniger merkwürdige Erscheinung. Man hatte, nach der dortigen Gewohnheit, einige Negersclaven angekauft, die so eben von der Africanischen Küste herkamen. Unter diesen befand sich ein Junge von 14 Jahren, von einer starken Leibeskonstitution. Dieser faßte lachend den Fisch, den Niemand ohne Empfindung eines heftigen Schlags anrühren konnte, mit beiden Händen, und zog ihn zur großen Verwunderung der Umstehenden aus dem Wasser, ohne das Geringste zu fühlen. Da Niemand in seiner Sprache mit ihm reden konnte, so war es nicht möglich, zu entdecken, wie er dies bewerkstelligte. Er gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß er den Fisch gern essen möchte. Man konnte ihm indessen sein Verlangen nicht gewähren, weil man mit dem Fische noch erst mehrere Versuche machen wollte, zu welchem Ende er auch in eine Grube voll Wasser auf dem Hofe gethan wurde, woraus ihn der junge Neger so oft her-

auslangte, als man wollte. Allein nach Verlauf einiger Zeit bekam derselbe einen Ausschlag über den ganzen Leib. Da dieses fast allen neuangekommenen Afrikanern und Europäern widerfährt, so machte man nichts daraus, weil dies Uebel öfters von sich selbst, oder wenigstens nach dem Gebrauch einiger abführender Mittel bei einer guten Lebensordnung, zu vergehen pflegt. Man gebrauchte daher auch bei diesem Jungen dergleichen, und noch viel kräftigere Blutreinigungsmittel, aber ohne Wirkung. — Da er nun nach einiger Zeit sich in der deutschen Sprache ein wenig auszudrücken gelernt hatte, so versicherte er, daß, wenn man ihm nicht erlaubte, den Fisch zu essen, so würde er nie von seinem Ausschlage befreiet werden. Nichts desto weniger ward ihm seine Bitte abgeschlagen, jedoch dabei ihm ernstlich untersagt, den Fisch ferner zu berühren. Er wurde endlich wieder hergestellt, und es verflossen einige Monate, ehe er den Fisch aus dem Wasser wieder holen mußte. Der Ausschlag kam sogleich wieder zum Vorschein, wurde aber durch die vorigen Mittel vertrieben. Herr Schilling machte die Erfahrung an seinem Neger noch drei oder viermal. Er erkundigte sich auch bei verschiedenen Plantagebesitzern in Surinam, ob ihnen dieser Zufall bekannt wäre. Alle versicherten, daß, wenn ein Schwarzer den Zitteraal berühre, er gemeiniglich einen unheilbaren Aussatz bekäme, daher sey es ihm stets strenge verboten, dies zu thun.

Dieser Erzählung werden folgende Beobachtungen des Herrn Schillings noch beigefügt:

1) Wenn man diesen Fisch ein wenig stark berührt, so ziehet sich seine Haut zusammen, und der electrische Stoß gehet eigentlich aus den beiden Punkten der Zusammenziehung. Daher kommt es, daß man nichts empfindet, wenn man ihn im Wasser nur leise berührt.

2) Es geschiehet wirklich eine zirkelförmige Zusammenziehung.

3) Wenn man sich eines eisernen Stabes bedient, so erfolgt die Zusammenziehung, noch ehe man den Fisch berührt, aber sie ist, wie der Schlag, stärker bei der wirklichen Berührung. An dem letztern Fische zeigte sich ein Anfang der Zusammenziehung, wenn das Eisen noch einem Fuß weit von dem Fische entfernt war, und der es hielt, fühlte ein Zittern in der Hand.

4) Wenn man dem Fische sowol in als außer dem Wasser, eine Magnetnadel näherte, so fieng sie an, sich zu drehen, womit sie so lange anhielt, als sie in der Nähe blieb, aber die Zusammenziehung der Haut des Fisches war fast unmerklich.

5) Der Fisch bleibt im Stande der Zusammenziehung, auch nachdem der Magnet ihn seiner Kraft beraubt hat.

6) Wenn man ihn mit Siegellak und dergleichen idiolectrischen Körpern berührt, so empfindet man

entweder gar keinen, oder nur einen sehr schwachen Stoß. Bei der Berührung mit andern Körpern, richtet sich der Stoß nach ihrer Härte, doch nicht gänzlich; denn bei sehr weichen Körpern ist er so hart, wie bei hartem Holze.

VII.

Die größte Messe in der Welt.

Diese ist in der Stadt Portobello, die ihren Namen von der Vortrefflichkeit ihres Hafens erhalten hat. Sie liegt in dem nördlichsten Theile von Südamerika, etwa 5 Tagereisen von Carthagena und fast eben so weit von Panama, in einem sehr ungesunden Clima, daher sie auch das Grab der Spanier genannt wird. Sie ist an dem Anhange eines Hügels erbaut, der den ganzen Hafen umgiebt. Obgleich die Einfahrt in diesen Hafen ziemlich breit ist, so ist sie doch auf der einen Seite durch ein Fort, auf der andern durch Klippen, dem Wasser gleich, so gut gedeckt, daß die feindlichen Schiffe Gefahr laufen würden, hier zu landen. Die Stadt selbst besteht nur aus einer einzigen Hauptstraße, die der Gestalt des Hafens folgt, und aus etlichen kleinen Querstraßen, die von der Höhe nach dem Ufer gehen. Man findet hier zwei große Plätze, davon einer dem Zollhause gegenüber ist, der andere liegt im Angesicht der Hauptkirche. Das Zollhaus ist ein schönes Gebäude von

Steinen, das an den Platz stößt, wo die Ausladungen geschehen. Die Kirche hat die gehörige Größe, und ist reich an Verzierungen. Die meisten Häuser sind von Holz, man zählt ihrer aber kaum 200 in der ganzen Stadt. Nur zwei Klöster giebt es darin, die aber sehr arm sind, jedoch nicht so sehr, als der übrige Theil der Einwohner, welche blos von der Vermiethung ihrer Zimmer und Läden zur Zeit der Messe, leben.

Die vortheilhafte Lage dieser Stadt zwischen dem Süd- und Nordmeere, die Güte ihres Hafens, die Nähe von Carthagena und Panama, haben sie zum größten Handelsplatze, zur Hauptwaaren-Niederlage von Europa und Amerika, und zum Schauplatz der berühmtesten Messe in der Welt gemacht.

Sobald die Flotte von Peru zu Panama angekommen ist, gehen die Spanischen Registerschiffe, die sich zu Carthagena, befinden, nach Portobello unter Seegel, wo zu gleicher Zeit alle Schätze von Amerika hinkommen. Die Zusammenkunft der Kaufleute von allen Nationen ist alsdann in der Stadt so groß, daß der Preis der Miethe außerordentlich theuer ist. Eine Kammer von mittelmäßiger Größe wird in der Zeit der Messe bis auf 1000 Thaler bezahlt, und der Preis der geringsten Häuser steigt oft auf drei bis viertausend Thaler. Es ist aber auch kein Ort in der Welt, wo in so kurzer Zeit ein so großer Verkehr geschiehet. Gewöhnlich dauert die Messe nur 30 Tage. In die-

ser kurzen Zeit aber siehet man nicht ohne Erstaunen die große Menge Gold, Silber, Edelsteine und andre Waaren, die daselbst zum Verkauf ausgelegt werden. Die Gold- und Silberstangen liegen auf den Straßen, auf den Dämmen, mitten auf dem Marktplatz in großen Haufen aufgethürmt, und ohngeachtet des großen Lermens und Drängens soll sich doch niemals ein Diebstal, ein Verlust oder eine Verwirrung ereignen. — Wer diesen Ort in der toden Zeit, außer der Messe so ganz verlassen, still, und fast ganz verödet siehet, dem muß es unbegreiflich vorkommen, wie er auf einmal in den lebhaften Ort, und den glänzendsten Handelsplatz verwandelt werden kann. Die Häuser sind alle besetzt, die Straßen alle voller Menschen, der Hafen mit Schiffen und Kähnen bedeckt. — Die Schätze von Panama bringt man auf Maulthieren, die zu diesem Behuf daselbst in großer Menge unterhalten werden, Zucker, Tobak, Caffee u. dergl. kommt auf dem Flusse Chagre u. s. f.

Wenn die Spanischen Registerschiffe ausgeladen, und die Waaren oon Peru angekommen sind, so eröffnet man die Messe. Der Anfang geschiehet mit Regulirung des Preises aller zum Verkauf bestimmter Waaren, und der Vergleich wird von beiden Theilen unterzeichnet. Der Preis wird öffentlich bekannt gemacht, und die Messe nach dem angenommenen Regulativ angefangen. Sobald der Kauf geschlossen ist, tritt ein Jeder in den Besitz dessen, was ihm zuge-

hört, und das Einschiffen folgt darauf unmittelbar. Das Gold und Silber für die Spanischen Kaufleute wird auf die Registerschiffe gebracht, die Waaren für Europa aber gehen in besondern Schiffen ab, und nehmen auf dem Flusse Chagre ihren Weg nach Peru. Die erstern segeln nach Havanna auf der Insel Cuba, dem Versammlungsplatze aller Schiffe, die an dem Amerikanischen Handel Theil nehmen. Kann man während der Messe, der Preise wegen nicht einig werden, so stehet es den Spanischen Kaufleuten frey, mit ihren Waaren weiter zu gehen, und die Registerschiffe kehren nach Carthagena zurück. Im entgegengesetzten Falle aber ist es allen Spaniern verboten, sie anderwärts, als in Portobello zu verkaufen.

VIII.

Beiträge zur Geschichte der Chinarinde.

Das berühmte Mittel wider die Wechselfieber, das in ganz Europa unter dem Namen der China-rinde bekannt ist, wächst in dem Distrikte der Stadt Loxa (in Peru) im Ueberflusse. Die Landeseingebohrnen nennen es Ganaperide, und die Peruanischen Spanier, Fieberholz. Der Baum, der diese vortrefliche Fieberarznei hervorbringt, ist ohngefähr von der Größe eines gemeinen Kirschbaums. Der Stamm ist nicht sehr dick und treibt verschiedene Aeste. An der Spitze eines jeden Zweigs stehet ein Blumenstraus, der, ehe er völlig aufgeblühet ist, an Gestalt und Farbe den Lavendelblumen gleicht. Die Blätter sind glatt, ziemlich dick, zwei Zoll breit, drei lang, und wie das Eisen an einer Lanze geformt. In der Arzenei wird von dem ganzen Baume nichts gebraucht, als die Rinde, die in die ganze Welt, am häufigsten aber nach Europa geschickt wird. Wenn sie trocken ist, läßt sie sich leicht zerbröckeln, ist zwei bis drei Linien dick, äußerlich rauh, und zuweilen mit einem

weiß-

weißlichten Moose überzogen, inwendig aber glatt und ein wenig harzig, hat die Farbe von Eisenrost, schmeckt sehr bitter und zusammenziehend, riecht aber nicht unangenehm.

Man behauptet, ein Indianer habe die Entdeckung von ihren medicinischen Kräften zufälligerweise gemacht, da er, bei einem Anfalle von Fieber, Wasser aus einem Sumpfe trank, worin etliche dieser Bäume lagen, und dadurch geheilet wurde. — Die Spanier machten dies Mittel den übrigen Europäern bekannt; die Aerzte aber zweifelten an dessen Wirksamkeit, und so litte denn dies wirklich vortrefliche Medicament, anfänglich, wie alles Neue, vielen Widerspruch. Es hatte — wahrscheinlich bei übel angebrachtem Gebrauch — keine Wirkungen gethan und daher ward es verworfen. Doch ein Jesuit aus Peru, der nach Rom kam, munterte seinen ganzen Orden auf, dies Mittel in Aufnahme zu bringen. Ein Jeder von ihnen heilte nun die Fieber, wie durch Bezauberung, und von dieser Zeit an, wurde die Chinarinde das Jesuitenpulver genannt. Etliche Aerzte widersetzten sich ihrem Gebrauche, und es erschienen von allen Seiten Schriften, für und wider dieses Fiebermittel, bis es endlich, nachdem es seinen Nutzen durch so viel tausend Proben hinlänglich erwiesen hat, überall eingeführt ist. — Man gab es anfänglich für ein Geheimniß aus, und verkaufte es sehr theuer an Ludwig den XIV. Dieser aber machte es

öffentlich bekannt, und machte dadurch dem menschlichen Geschlechte ein kostbares Geschenk.

Es giebt in Peru dreierlei Gattungen der Chinarinde, die rothe, weiße und gelbe. Die Indianer, welche sie an die Spanier verhandeln, lassen sich ein gerichtlich Zeugniß geben, daß ihre Rinde wirklich von Loxa, das heißt, die beste unter allen ist.

Um diese Rinde zu bekommen, hauet man den Baum um, schält seine Borke ab, und ihre einzige Zubereitung ist die, daß man sie trocken werden läßt. Bei dieser Gewinnungsart der Rinde würde seit der Zeit, daß man die Bäume, an denen sie wächst, umhauet, gewiß jetzt keiner davon mehr übrig seyn, wenn nicht die Natur dafür gesorgt hätte, daß eine Menge von Saamen in den Saamenkapseln des Baums vorhanden wäre, der alle Jahre von selbst herausfällt, und so durch junge bald heranwachsende Schößlinge den Verlust der größern Bäume reichlich, und ohne Mühe ersetzt.

IX.

Die Arauker in den Ebenen von Chili.

Dies Volk hat seinen Namen von der Provinz Arauco in Chili, die zwar in diesem Königreiche die kleinste, aber dennoch die vornehmste ist. Diese Arauker sind meistens von regelmäßiger Bildung, stark und wohlproportionnirt, wie überhaupt alle Völker und Menschen in Chili. Sie sind ohne Bart, weil sie sich jedes Härchen, das sich sehen läßt, mit einer kleinen Zange ausreißen. Ihre Haut ist olivenfarbig, ihr Haar schwarz und struppig. Sie werden vor dem 70ten Jahre selten grau, und nie kahlköpfig, bis sie sich dem 100ten Jahre nähern. Sie leben länger, als die Spanier in Chili, und besonders unter den Weibern werden viele über 100 Jahr alt, und behalten bis ins höchste Alter ihre Zähne, Gesicht und Gedächtniß. Sie haben weder Städte noch Flecken, sondern wohnen zerstreut auf dem Lande in hölzernen, mit Stroh bedeckten Häusern, die ohne Kammern und Fenster sind, und nur eine Oeffnung haben, die sie, statt einer Thür, mit einer Kuhhaut zumachen. Die

Hütten sind zugleich ihre Küchen, worinn soviel einzelne Feuer angezündet werden, als ein Mann Weiber hat, die alle für ihn verschiedene Speisen zubereiten.

Ihre Betten bestehen aus Schaaffellen und das Hausgeräth in einigen kleinen Bänken und einem groben Tische. Anstatt des Löffels bedienen sie sich einer Muschel, und ihr Becher ist ein vollends ausgehöhltes Kuhhorn. Ihre Teller sind zum Theil von Holz, zum Theil auch von Thon. Ihre Speisen bestehen meist in gekochten Hülsenfrüchten, die blos mit Salz zubereitet sind, und statt des Brods essen sie Erdäpfel. Fische und Fleisch, woran sie doch einen Ueberfluß haben, essen sie selten. Zur Zeit der Erndte haben sie die Gewohnheit, daß sie wol 300 ihrer Freunde und Landsleute einladen und bewirthen. Diesen setzen sie sodann Flügelwerk, Rindfleisch und Wein, den sie von den Spaniern erhandeln, und Most, den sie von Aepfeln und anderem Obste machen, in großem Ueberflusse vor. Männer und Weiber sind alsdann fast beständig berauscht.

Ihre Kleidungsstücke sind sehr einfach und ganz von Wolle, und ihre Lieblingsfarbe dunkelblau. Die Mannspersonen tragen gemeiniglich ein Hemd mit einem Leibstück darüber, enge Beinkleider und eine Art Mantel, der in der Mitte, wodurch der Kopf geht, ein Loch hat. Anstatt des Hutes tragen sie rothe Binden um den Kopf, die mit gläsernen Kügelchen geziert sind, und an den Füßen haben sie weder

Schuh noch Strümpfe; nur wenige haben Camaschen von buntem, baumwollenen Zeuge. — Die Weiber tragen anstatt des Hemdes ein langes wollnes Unterkleid ohne Ermel, und über demselben ein wollnes Mäntelchen. Die Haare lassen sie sehr lang wachsen, und flechten sie in 6 Zöpfe, die den Rücken herabhängen. Ihr Haupt schmücken sie mit Smaragdähnlichen Steinen und alle Finger mit Ringen. Sie glauben, das männliche Geschlecht sey nur zum Kriege gebohren, daher verabscheuen die Männer alle übrige Arbeit. Die Bearbeitung des Feldes und alle übrigen häuslichen und ökonomischen Geschäfte, liegen gänzlich den Weibern ab. Wenn die Männer des Morgens ihr Frühstück zu sich genommen haben, so setzen sie sich zu Pferde, reiten aufs Feld und üben sich selbst und die Rosse in kriegerischen Künsten. Die Gewohnheit, sich zu baden, ist unter ihnen sehr gemein. Auch die Weiber baden sich täglich, aber nie unter den Männern. Wenn sie ein Kind zur Welt gebracht haben, so tauchen sie sich sogleich mit demselben, im Winter, wie im Sommer, unter Wasser, damit der Leib des Kindes und seine Gesundheit abgehärtet werde.

Die Zeit, welche sie nicht auf kriegerische Uebungen verwunden, und durch Trunkenheit verlieren, bringen sie mit Spielen hin, die alle einen kriegerischen Charakter haben. Neben diesen kriegerischen Belustigungen finden sie auch viel Vergnügen an Gesang und Tanz. Die musicalischen Instrumente dabei sind von

den kriegerischen nicht unterschieden, und bestehen in Trommeln, Zinken, Pfeifen und einer Art von halben Flöten. Ihre Gesänge sind rührend und ihre Tänze fast immer sehr schön. Gemeiniglich tanzen ihrer Viele in einem Kreise um eine Kriegsfahne, vergessen aber dabei des Weins und des Aepfelmosts nicht, wovon stets einige Flaschen bei der Fahne stehen. Die Weiber tanzen unter sich allein, und wenn sie sich berauscht haben, so geschiehet es oft, daß sie sich um den Kreis der Männer in einiger Entfernung (denn ganz nahe dürfen sie diesen nicht kommen) herum schwingen.

Außer diesen Araukern, wohnen auch noch die Huellicher und Cuencher in den glücklichen und fruchtbaren Ebenen von Chili, welche beide Bundesgenossen der ersteren und allesammt Feinde der Spanier sind.

X.

Allgemeine Bemerkungen über Arabien und dessen Bewohner.

Diese bekannte große Halbinsel ist der westlichste Theil vom südlichen Asien. Das feste Land, mit welchem sie fast ganz allein nordwärts zusammenhängt, ist die Asiatische Türkei, auf allen andern Seiten ist sie vom Wasser umgeben. Da, wo das östlich angrenzende Türkische Irak aufhört, scheidet sie der Persische Meerbusen von Persien, der Arabische Meerbusen, oder das Meer von Mecca *) trennt sie von Africa, mit welchem sie nordwärts nur durch eine schmale Landenge, Suez genannt, zusammenhängt. In Südosten wird sie vom Indischen Weltmeere umflossen, dessen hier angränzender Theil das Arabische Meer genannt wird. Sie ist zwar 4 bis 5mal größer als Deutschland, und ihre nördliche

*) Ehedem auch das rothe Meer genannt, und zwar wegen seines dunkelrothen Grundes. Es ist sehr stürmisch und voller Untiefen. Besonders gefährlich ist sein Eingang, daher ihn auch die Araber Babel Mandel, d. h. das Todesthor nennen.

Hälfte liegt im gemäßigten, ihre südliche aber im heißen Erdstriche. Doch ist in Arabiens gemäßigtem Theile die Hitze im Sommer so groß, daß die Einwohner mit Verlangen den kühlern Nächten, oder den kältern Winden entgegensehen. Indessen friert im Winter doch dann und wann das Wasser in den Schläuchen, in welchen alle Flüßigkeiten aufbewahrt werden. Im südlichen Theile hingegen herrscht beständig eine brennende Hitze, die höchst selten durch einen erquickenden Regen gemildert wird, und die Einwohner weichlich, kraftlos und unthätig macht. In der Wüste ist die Hitze so stark, das die Haut davon kraus wird, und die Schweißlöcher so zusammenschrumpfen, daß der Schweiß gar nicht durchbrechen kann. Man muß sich daher sehr dick ankleiden, wenn man nicht von der Hitze der Sonne verbrannt werden will. Man bedeckt sich Stirn, Nase und Mund mit doppelten Tüchern, damit die Hitze der Luft und des Windes die Brust nicht austrockne. Nur um sehen zu können, läßt man die Augen offen; aber die Hitze und der Wiederschein der blendenden Sonnenstralen vom Sande, verursachen ein empfindliches Brennen in denselben, und schwächen in die Länge das Gesicht.

Arabien ist fast das Einzige Land in Asien, das den Namen, unter welchem es in den ältesten Zeiten bekannt war, bis jetzt unverändert beibehalten hat. — Man theilt es gewöhnlich ein in das wüste, steinigte und glückliche Arabien. Das erstere ist

der nördlichste Theil des Landes bis an den Euphrat. Das zweite begreift den nordwestlichsten Theil nach Afrika hin, längs dem rothen Meer hinab. Auch dies hat sehr viel große wüste Strecken, und ist dasjenige Land, in welchem, nach Mosis Erzählung, die Israeliten bei dem Ausgange aus Aegypten 40 Jahre lang herum geirrt haben sollen. Der dritte Theil, das glückliche Arabien, oder auch Yemen genannt, liegt in Süden. Es heißt nicht deswegen das glückliche, weil die Einwohner etwa einer besondern Glückseligkeit vor allen andern genössen, (woran ohnehin schon die brenneude Hitze hindern würde) sondern deshalb, weil es Flüsse hat, und dadurch weniger unfruchtbar ist, als das wüste und steinigte.

Der Euphrat fließet auf der nördlichen Grenze von Arabien. Bis an diesen Fluß hin erstrecken sich die großen, ungeheuern Sandwüsten, die fast gänzlich ohne Wasser und ohne Gewächse sind, und in denen es Reisende als eine glückliche Seltenheit ansehen, wenn sie nur zuweilen einen mit dünnem Gras bewachsenen Weideplatz antreffen. Wasser und einen fruchtbaren Boden trifft man nur in den gebirgigten Gegenden an. — Selbst an den Seeküsten des sogenannten glücklichen Arabiens sind meistens sandige, unfruchtbare Ebenen, und nur im innern gebirgigten Theil desselben wechseln herrliche, fruchtbare Gegenden mit kahlen uud unfruchtbaren ab.

Von der Arabischen Wüste macht ein bekannter Reisender, der Herr von Pagés, folgende Beschreibung:

„Sie besteht größtentheils aus unermeßlichen Ebe„nen, wo man keine andere Grenze und Aussicht hat, „als die der Horizont rings umher macht. Vergebens „siehet man sich nach Gegenständen um, an denen „das Auge einen Ruhepunkt finden könnte. Man sie„het nichts, als eine traurige, einförmige Fläche von „grauer Farbe. Dies ist die Farbe des Sandes und „der abgestorbenen niedrigen Dornbüsche. Eine tiefe „Stille ruhet auf dieser öden, schauervollen Land„schaft. Keine vierfüßigen Thiere, keine Vögel, nicht „einmal Insekten wird man gewahr. Kaum sah ich „in dem ganzen wüsten Arabien 4 Kaninchen, 5 oder „6 Ratzen *) 3 große Vögel, und 6 bis 8 kleinere,

*) Diese Ratzen sind ganz anders gestaltet, als die unsrigen. Ihre Augen sind sehr groß und lebhaft; ihr Bart, ihre Schnautze und der obere Theil der Stirn, sind weiß, eben so auch der Bauch, die Füße und die Spitze des Schwanzes. Uebrigens ist der Körper gelb, und hat ein ziemlich langes und feines Haar. Ihr Schwanz ist von mittelmäßiger Länge, aber dick, und auch von gelber Farbe, endigt sich aber in eine weiße Spitze. Ihre Hinterbeine sind viel länger, als die vordern, daher sie auch sehr weite Sprünge machen können. Die Araber wissen sehr geschickt mit Stöcken auf diese Ratzen, so wie auch auf Vögel, die sie fangen wollen, zu werfen, und sie zu tödten, worauf sie dieselben essen. Ihr Fleisch ist so zart, wie der Eichhörnchen. Die Araber nennen sie Jerbun. Sie heißen auch Springhasen.

„und auch diese nur erst in der Nähe angebauter
„Länder, und die Kaninchen und Ratzen in Gegen-
„den, die mehr Erdreich, als der gewöhnliche Boden
„der Wüste hatten. Das Cisternenwasser in der Wü-
„ste, ist beinahe durchgehends wegen der Beschaffen-
„heit des Bodens, salzig, bitter, und nur in gerin-
„ger Menge vorhanden. Man gewöhnt sich nur sehr
„schwer daran, es zu trinken, da es soviel Eckelhaftes
„an sich hat. Es ist dies das Wasser, daß sich in
„gegrabene und mit Steinen ausgefütterte Löcher in
„der Regenzeit sammelt, und so lange darin stehen
„bleibt, bis es entweder verdunstet, oder von durstigen
„Reisenden ausgetrunken wird. Mit dem größten
„Widerwillen kann man nur dies stehende, grünliche
„Wasser trinken, das noch dazu oft mit allerhand
„eckelhaften Gewürmen angefüllt ist. Erreicht man
„endlich diese so sehr ersehnten Cisternen, so muß man
„überdies erst noch die Cameele trinken lassen, ehe
„man seinen eignen brennenden Durst löscht, denn der
„Araber läßt diesen, ihm so nützlichen Thieren den
„Vorzug, da sie alle 8 Tage nur einmal trinken.
„Wenn sie dann mit ihren Füßen das Wasser trübe
„gemacht haben, gießt der Araber es durch ein gro-
„bes Tuch, und füllt damit seine Schläuche an. —
„Wenn man gleich nach dem Herbstregen, im Decem-
„ber und Januar, durch diese Wüste reiset, so hat
„sie das Ansehen einer unübersehbaren, mit allen Ar-
„ten von Blumen und Gräsern bedeckten Wiese. Bei

„der reinen Luft, die man alsdann einathmet, vergißt „man, daß das Land unbewohnbar ist, und bemerkt „es nicht eher, als bis man mit Schaudern seine „Zuflucht zu dem Wasser in den Schläuchen, und „zu den mitgenommenen Lebensmitteln nehmen muß. „— Doch diese Schönheiten der Wüste dauren nicht „2 Monate. Dann folgt auf die angenehmste Luft= „milde eine glühende Hitze. Der ganze Horizont „scheint entflammt, und der Boden glühet unter den „Füßen. Sein Gras ist verdorrt, und die ganze la= „chende Ebene in eine ungeheure Einöde verwan= „delt." —

Die Einwohner Arabiens, die ihre eigene Spra= che reden, und sich alle zur Muhamedanischen Religion bekennen, theilen sich in verschiedene Stämme, von de= nen einige Ackerbau und Stadtgewerbe, wie die Eu= ropäer treiben, andere aber sich blos mit der Viehzucht, und zwar immer anf Reisen, beschäfftigen. Diese nomadischen Araber bleiben nie eine Woche, geschweige denn Monate oder Jahre, auf demselben Platze, daher sie auch nichts von großen, festen Häusern wissen. Sie schlagen vielmehr heute leichte Hütten auf, die sie morgen wieder abbrechen, wenn ihre Heerden die Weide umher aufgezehrt haben, und sie nun genöthiget sind, weiter zu ziehen, um dem Vieh bessere Weideplätze zu verschaffen. Es ist ein schönes, interessantes Schau= spiel, einen solchen Stamm herumziehender Araber auf ihrem Marsch zu sehen, und zu beobachten. Eine

Menge von Heerden aller Art bedeckt die Wüste umher, und giebt dem Auge eine angenehme, mannichfaltige Abwechselung. Viele Cameele sind mit Zelten, Bagage und Federvieh beladen, das sich bei der ersten Bewegung zum Aufbruch auf ihren Rücken setzt. Andre Cameele tragen Thiere, die nicht gehen können, und durch ihr Geschrei ihre Verwunderung über diese neue Lage ausdrücken; Weiber und Kinder werden auf andre Cameele gepackt, und ihr verwirrtes, durchdringendes Geschrei, vermischt sich mit dem Geschrei einer Menge von Thieren verschiedener Gattungen und Alter. Die Plage der Mütter mit ihren kleinen Kindern ist sehr groß. Denn einige schlagen sich, andere hüpfen oder weinen an ihrer Seite. Andre Weiber beschäfftigen sich auf ihren Cameelen mit Spinnen oder mahlen auf ihren Handmühlen. Lanzen von 8 bis 10 Fuß Länge ragen über alle Menschen und Thiere empor, und von allen Seiten hört man die starken Stimmen der Männer, von denen einige den Zug in Ordnung zu halten suchen, und andre diese wandelnde Stadt, als ein Wall umgeben und beschützen.

Diese herumziehenden Araber nennen sich Beduinen, und halten sich für die wahren, ursprünglichen Landeseinwohner, leben unter ihren Zelten und Hütten schlecht und recht, ganz der Natur gemäß, ohne Künsteleien, ohne prächtigen Hausrath, ohne Kleiderpracht, Moden und Gastereien. Sie haben ganz noch die

alten, einfachen Sitten, von denen in der Bibel bei dem Leben der Patriarchen vieles vorkömmt. Und weil ihre Lebensweise noch heut zu Tage sehr mit jener der Patriarchen übereinstimmt, so nennt man sie auch die patriarchalische. Den Aeltesten in jeder Familie, wenn er zugleich auch der tüchtigste ist, nennen sie ihren Scheck, und diesem muß Jeder in der Familie gehorchen. Wenn sich mehrere solcher einzelnen, aber unter einander verwandten Familien zusammenhalten, so entstehet daraus wieder ein einzelner abgesonderter Stamm. Mehrere einzelne Familien-Scheche pflegen sich dann zu vereinigen, und begeben sich gemeinschaftlich, zu besserer Beschützung und Vertheidigung ihrer Freiheit, mit ihren untergebenen Familien unter den Schutz, oder auch wol unter die Herrschaft eines größern, angesehenern Schechs. Dieser ist dann der Oberherr eines ganzen Stammes. Solcher Scheche von ganzen Stämmen pflegen sich wol wieder mehrere unter einem noch mächtigern zu vereinigen. — Ein jeder Schech ist nicht nur Herr in der Familie; sondern auch zugleich Soldat, der Waffen zu führen und geschickt zu gebrauchen verstehen muß; er hält auch, wenn er Schech von mehreren Stämmen ist, viele Cameele, die bei Kriegsvorfällen, wie bei uns die Pferde, gebrauchet werden. Die kleinern Scheche, die unter einem solchen größern stehen, halten nur wenig Cameele, dagegen aber viele Schaafe. Den Ackerbau und andere mühsamere Arbeiten treiben ihre

Unterthanen, die gemeinen Araber. Diese wohnen auch nur in Hütten, dahingegen die Scheche in Zelten wohnen.

Ueber diese kriegerischen Hirtenvölker im wüsten Arabien, suchen die Türken öfters eine Art von Oberherrschaft zu gewinnen, besonders dadurch, daß sie den mächtigern Schechen zuweilen besondere Ehrentitel geben, wodurch sie dieselben sich verbindlich machen wollen. — Die im steinigten Arabien wohnenden ärmern Nationen wissen von dieser Türkischen Oberherrschaft fast gar nichts. — Im glücklichen Arabien hingegen, trifft man, außer den herumziehenden Beduinen, auch Familien an, die in Dörfern und Städten beisammen wohnen, uud sich hauptsächlich mit dem Handel beschäftigen, wodurch sie nicht nur Juden und Türken, sondern auch Armenier und Banianen aus Ostindien hinziehen.

Unter allen leben gewiß die Araber in der Wüste, nachdem sie sich einmal an die Wildheit und Ungemächlichkeiten dieser Gegenden gewöhnt haben, am glücklichsten. Sie lieben die Freiheit über alles, und sind wirklich frei. Reichthum fehlt ihnen gänzlich, aber sie wissen ihn auch zu entbehren. Beständigen Strapazen sind sie ausgesetzt, aber sie haben sich auch zu denselben abgehärtet. Weichlichkeit kennen sie nicht, und unsre Vergnügungen und Zeitvertreibe sind ihnen unbekannt, aber sie halten dies alles auch unter ihrer Würde. Hingegen halten sie Wort, sind tapfer,

unternehmend und über alle Beschreibung gastfrei. Sie kennen ihren Wehrt, und halten darauf. Aber argwöhnisch sind sie im höchsten Grade: daher empfangen sie einen Fremden nie anders, als mit den Waffen in der Hand. Unter einander aber betrachten sie sich als Brüder. Hat einer von ihnen etwas nöthig, oder wird Einer beleidigt, so nimmt sich der ganze Stamm seiner an. Sie nehmen sich sehr in Acht, mit Andern Händel anzufangen, bei denen es Blutvergießen setzen könnte. Ist aber das Blut eines Einzigen unter ihnen vergossen worden, so setzen sie alles daran, dies zu rächen. Weil sie überaus gutthätig und gastfrei sind, und jedem Fremden erlauben sich ihres Eigenthums, wie des seinigen zu bedienen, so glauben sie auch ein gleiches Recht auf eines jeden andern Sachen zu haben. Deshalb machen sie sich kein Gewissen, fremde Reisende, die durch die Wüste ziehen, ohne sich um ihre Freundschaft und ihren Schutz vorher beworben zu haben, zu berauben. Sie sehen die Wüste als ihr Eigenthum, und daher jeden in dieselbe kommenden Fremden, der sich nicht um ihre Freundschaft bewirbt, als einen Feind an. Macht er aber mit einem von ihnen einen Vertrag, oder begiebt er sich unter den Schutz eines Stammes, so kann er ohne Besorgniß die Wüste durchreisen.

Sie sind ungemein leicht zu Fuß, und laufen so schnell, als sie geschickt die Lanze zu brauchen wissen. Sie sind von mittelmäßiger Größe, nervigt,

mager, von schwarzbrauner Farbe und starkem Knochenbau. Die wahren Beduinen tragen ihr Haar ungeschnitten, und ihren Bart lassen sie wachsen. Beides, besonders das Hauptchaar, ist gemeiniglich von der großen Hitze und Trockenheit sehr kraus und fein, und fast eben so wollig, wie das Haar der Neger. — Ihre Kleidung, die sie selbst weben, ist für das männliche und weibliche Geschlecht dieselbe. Sie bestehet aus einem Stück, ohne daß eine Scheere daran gekünstelt hätte, nemlich aus der sogenannten Habba von weißem, feinem Wollenzeuge, die sie auf dem bloßen Leibe tragen. Ueber diese ziehen sie gemeiniglich noch eins oder zwei andere Stücke, die länger und weiter sind, wovon das eine leicht flattert, das andre aber dichter anschließt, und durch einen Gürtel fest gebunden wird. — Dies letztere Kleidungsstück ist sehr groß und weiß und schwarz gestreift, das freischwebende ist zuweilen von schwarzer Farbe; beide aber sind äußerst einfach. Das Gewebe davon ist den gewirkten Tapeten ähnlich und besteht aus gutgedreheten Ziegen- oder Cameelhaaren. Um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen, darf man sich nur einen Sack denken, der so lang als breit ist, der oben in dem Boden ein Loch hat, den Kopf durchzulassen, und zwei andere an den Ecken für die Arme. Dies ist ihre vornehmste Bedeckung, durch deren dichtes Gewebe weder Regen noch Sonnenstralen durchdringen können, dahingegen ihre Weite einen beständigen

Luftzug zuläßt. Ehe man eine solche Habba gebraucht, macht man die Probe damit, daß man einen Eimer voll Wasser darauf gießt, von dem bisweilen in einer Viertelstunde nicht ein einziger Tropfen durchdringt. Beinkleider tragen sie nicht. Die Männer aber tragen auf dem Kopfe noch ein sehr großes Tuch von Seide und Baumwolle. Dies wird auf dem Kopfe durch ein anderes sehr großes Stück Baumwollenzeug fest gebunden, das zweimal um den Kopf herumgehet, und dann auf die Achsel fällt, die es wegen seiner Größe bedeckt. Die beiden vorn herabhängenden Enden des halbseidenen Tuchs werden wegen der rauhen, austrocknenden Winde über den Mund und die Nase gezogen, kreuzweis wieder heraufgeschlagen, und dann oben in die baumwollene Stirnbinde eingesteckt. — Die Weiber bedecken ihr Gesicht mit der Habba, die sie über den Kopf ziehen, aber vorn etwas offen lassen, damit sie sehen können.

Sie sind Liebhaber von Leibesübungen, besonders vom Laufen. Sie haben muntere Tänze, lieben aber solche vor allen, die kriegerische Gefechte vorstellen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit wissen sie sich in den verschiedenen Figuren derselben, mit der Lanze in der Hand, herumzutummeln.

Sonst bestehen ihre Beschäftigungen noch darin, daß sie von ihrer Schaafwolle, außer der Kleidung, noch vortrefliche Teppiche verfertigen. Aus den Fellen ihrer Ziegen bereiten sie Schläuche und Gefäße zur

Tränkung ihrer Thiere. Den Ueberfluß ihrer Heerden vertauschen sie gegen Datteln, Korn und andere Bedürfnisse der benachbarten angebaueten Länder. Einige von ihnen bebauen auch diejenigen Gegenden der Wüste, die dem Euphrat am nächsten liegen, und noch des Anbaues fähig sind. Sie bestellen und besäen diese Felder, verlassen sie alsdann, und kommen erst zur Zeit der Erndte zurück. — Ein großer Theil von ihnen hat sich auch noch jenseits der Wüste, nicht nur nach Palästina hin, sondern auch nach einem großen Strich des nördlichen Africa verbreitet.

Wenn sie einander begegnen, so brauchen sie noch jetzt den, aus der Bibel bekannten, und zur Zeit der ersten Menschengeschlechter üblichen, gewiß sehr edlen Gruß: Friede sey mit dir! Ihren Obern und Schechen aber küssen sie aus Ehrerbietung die Füße, Knie oder Kleider.

Der größte Prinz unter ihnen schämt sich nicht, einen Viehtreiber oder Fleischhauer abzugeben. Er holt sich sein Lamm von der Heerde, und schlachtet es selbst. Die Prinzessin bereitet indessen das Feuer, und setzt den Kessel zum Kochen auf.

Da man in Arabien zwar nicht völlig barfuß, aber doch nur auf bloßen untergebundenen Sohlen gehet; so gehört es zu den Pflichten der Höflichkeit, jedem Fremden gleich bei seiner Ankunft in eine Hütte oder Zelt, Wasser zu bringen, damit er sich die Füße von dem Staube reinige, mit dem sie bedeckt sind. Ge-

wöhnlich kömmt der Herr des Hauses oder der Familie selbst mit diesem Dienste dem Fremden entgegen; so wie er überhaupt der Dienstfertigste in der Familie ist; denn statt mit seinen Gästen zu essen, wartet er ihnen auf. — Ueberhaupt zeichnen sich alle Araber durch ihre Gastfreundschaft sehr vortheilhaft aus. Sobald man in einem ihrer Läger oder Dörfer ankömmt, kann man sicher eine gute Aufnahme hoffen. Gemeine Leute bieten einem zwar nur eine Matte zum Sitzen oder Schlafen an, allein sie haben auch selbst nichts weiter. Ihre Scheche oder Fürsten aber schicken gleich Matratzen, Decken und Kissen, und halten den Fremden mit Bedienung und Fuhrwerk frei. Statt der Zehrungs- und Reisekosten sind sie mit einem: Gott vergelt es euch! zufrieden. — Der erste Araber seines Lagers oder Dorfes, der den Fremden von weitem erblickt, gehet ihm sogleich entgegen. Man steigt ab, umart und küßt sich wechselsweise. „Wie glücklich" — sagt der Araber — „sind wir, daß ihr zu uns kommt! Ihr bringt uns „Gottes Segen mit. Seid willkommen! Wie befin„det ihr euch! Was braucht ihr? Werdet ihr diese „Nacht hier im Dorfe zubringen, und wie lange „denkt ihr bei uns zu verweilen?" und dergleichen Anreden und Fragen mehrere. — Der Fremde erklärt sich nun frei. Gleich wird der Schech davon benachrichtiget. Er kömmt, bekomplimentirt den Fremden, führt ihn in das für ihn bestimmte Zelt, und setzt

ihm gleich Caffee und Tobak vor. Man striegelt seine Pferde in seiner Gegenwart, bedeckt sie, wenn sie warm sind, giebt ihnen zu saufen, wenn es Zeit ist, und füttert sie, nicht wie bei uns mit Hafer, sondern mit Gerste. Zur Mahlzeit werden alle Gerichte auf einmal aufgetragen, damit der Fremde aussuchen könne, was ihm am besten schmeckt. Will er weiter reisen, und weis man, daß er auf seiner Reise den ganzen Tag auf kein Lager oder Dorf stoßen werde, so versorgt man ihn mit Lebensmitteln und Gerste für seine Pferde. Will sich der Fremde erkenntlich bezeigen, so hält sich der Araber schon für sehr belohnt, wenn er ein Messer, ein paar Flintensteine oder etwas Schießpulver zum Geschenk erhält, und die Wirthin wird sich recht sehr bedanken, wenn sie ein wenig Zwirn, eine große Nähnadel und eine Scheere bekömmt, denn das sind bei ihnen Seltenheiten. — Für das andere Lager oder Dorf, auf welches der Fremde zureist, giebt ihm der Schech einen kleinen Stab mit, worin sein Name eingeprägt ist. Kömmt nun der Reisende dort an, und zeigt den Stab vor, so wird er eben so gut und gastfreundschaftlich aufgenommen, man nimmt ihm den Stab ab, und giebt ihm einem andern für das dritte Lager mit.

Sehr merkwürdig sind die ganz eigenen Arten von Reisegesellschaften, die man zwar auch in Persien und der Türkei antrifft, die aber hier in Arabien, am allerhäufigsten sind. Eine solche Reisegesellschaft

heißt eine Caravane, und bestehet aus Kaufleuten und Pilgrimmen, die sich zur Sicherheit gegen die räuberischen Horden der Araber, die hin und wieder den Reisenden auflauren, und sie berauben, mit einander vereinigen, und sich die ganze Reise über zusammenhalten, wobei die schönste Ordnung gehalten wird. — Jede Caravane hat sich ein Oberhaupt gewählt, welches der Caravan-Baschi genannt wird. Bei den meisten machen Cameele und Dromedare den Hauptzug aus. Zuweilen sind auch Elephanten und Pferde dabei, und wann deren mehrere vorhanden sind, so heißt sie eine schwere Caravane. Gemeiniglich rechnet man auf eine schwere Caravane 500 Elephanten, 1000 Dromedare, gegen 2000 Cameele, und 400 Reuter zur Begleitung. Rechnet man nun 2 Männer und 1 Knaben auf einen Elephanten, einen Mann und einen Knaben auf jedes Dromedar, zwei Männer auf jedes Cameel, und außerdem noch die Menge andächtiger Pilgrimme, Kaufleute und sonstiger Reisenden; so muß man weniger diese große Versammlung, als die schöne Ordnung bewundern, welche dabei auf dem Zuge, im Lager, und beim Angriff der Feinde, beobachtet wird. — Wenn die Caravane aufbricht, werden 4 vornehme Männer ernannt, davon der erste der oben erwähnte Caravan-Baschi ist. Dieser giebt auf der ganzen Reise alle Befehle zur Ordnung der Caravane; der zweite führt den Zug; der dritte zeigt die Stellen an, auf denen, bei einem

Stillstande, die Zelte aufgeschlagen werden sollen; der vierte muß die Caravane, wenn sie auf einen Feind stößt, so zu stellen suchen, daß sie entweder gar nicht angegriffen werden, oder sich doch mit Vortheil vertheidigen kann.

Wenn die Caravane einmal aufgebrochen ist, so hält sie nicht eher still, bis sie ans Standquartier kömmt. Die Tagereisen sind sich also nicht gleich; die Kleinsten sind von 6, die längsten von 12 — 14 Stunden. Der Hitze wegen reist man gewöhnlich nur des Nachts, und man bricht gemeiniglich eine Stunde nach Sonnenuntergange, oft auch wol noch später, auf. Alle Cameele gehen hintereinander, sind jedesmal zu zu sieben und sieben an einander gekoppelt, und zu einem solchen Koppel gehört allemal nur ein Treiber. An dem Sattel des vordern Cameels ist ein Strick befestiget, der durch einen Ring, den das hintere Cameel in der Nase hat, durchgeht. Diese Stricke sind aber nicht stark, sondern können leicht zerreißen, und das mit Fleiß deswegen, damit das Folgende nicht leide, wenn das vordere etwa fallen sollte. Der Treiber geht voran, und hat den Strick, an welchen das vordere gebunden ist, über der Schulter. Damit er aber ein Zeichen habe, daß die übrigen Cameele alle nachfolgen, so hat das Letzte eine Schelle am Halse hängen, und dies trägt auch den Proviant. Jeder Kaufmann bleibt bei denen, die seine Waaren tragen.

Wenn die Caravane sich gelagert hat, so sind Wächter bestellt, die beständig um das Lager herge- hen, und sich, wie Schildwachen, einander anrufen. Ist die zur Abreise bestimmte Stunde da, so machen sie dies dem Caravan-Baschi bekannt. Auf seinen Befehl gehen sie dann durchs Lager und rufen aus, daß man die Pferde satteln, die Cameele beladen solle, und eine Zeitlang darauf, geben sie das Zeichen zum Aufbruch. Jeder sucht zur rechten Zeit fertig zu wer- den, weil es gefährlich seyn würde, in einer öden Wüste zurückzubleiben, und den Räubern in die Hände zu fallen. Daher wird alles sehr bald mit bewunde- rungswürdiger Geschwindigkeit und Ordnung, fertig.

Bei manchen Caravanen ist es Sitte, das Zei- chen zum Aufbruch mit der Trommel, oder auch mit der Trompete zu geben, und zwar zu dreienmalen. Das erste Zeichen weckt die Reisenden aus dem Schlafe, das zweite befiehlt das Aufpacken, und das dritte den Abmarsch. — Von den Knechten, die jeder Reisende bei sich hat, verrichtet jeder sein bestimmtes Geschäffte. Der eine versorgt die Pferde, ein anderer schaft Was- ser herbei, ein dritter bereitet das Essen. Auch bei dem Aufpacken hat jeder sein eigen Geschäfft, wodurch denn freilich Geschwindigkeit und Ordnung sehr beför- dert wird.

Da ein großer Theil der kleinen Arabischen Für- sten vom Raube lebt, so werden von diesen Kund- schafter gehalten, um die Annäherung einer Caravane

zu erfahren. Dann lauren sie mit ihren Horden hinter Felsen und Gebirgen, schleichen sich des Nachts in der Stille herbei, schneiden den Cameelen die Stricke ab, und führen sie davon. Oft aber überfallen sie das Lager selbst mit großer Wuth. Finden sie starken Widerstand, so schlagen sie Friedensbedingungen vor, die zwar für sie von einigem Vortheil sind, die sie aber auch treulich halten. Glückt aber ein solcher Caravanenraub einer solchen Horde, so bereichert er den Räuberfürsten und seinen Stamm oft auf lange Zeit.

Im Königreiche Yemen sind zur Bequemlichkeit der Reisenden auf den Straßen, wo solche Züge durchzukommen pflegen, ordentliche Caffeehütten und Mansale angelegt. In den erstern kann man Kischer, oder ein Getränk von Caffeehülsen, in groben Tassen von Töpfererde, bekommen. In den zweiten werden die Reisenden zwei Tage umsonst unterhalten. Man reicht ihnen Kischer, warmes Brod von Durra, (einer Art Hirse) Cameelmilch und Butter. Die Cameelmilch wird zwar sehr für kühlend gehalten, ist aber so zähe und an einander hängend, daß sie sich wie Fäden ziehen läßt, und daher pflegen sich Europäische Reisende gewöhnlich davor zu eckeln. Diese können indessen zuweilen statt ihrer, Kuhmilch, und statt der Durra auch Waitzenbrod erhalten.

Die Caravan-Reisenden, besonders die gebornen Araber pflegen sich bei ihren Zügen durch die Wüste sehr oft mit steinharter Milch zu versorgen. Um diese

zu bereiten, hängt man frische Milch in einen dichten Beutel von klarer Leinwand, im Schatten auf, wo sie langsam abtropft und zuletzt die Härte eines Steins bekömmt. Will man davon dann Gebrauch machen, so bricht man ein Stück ab, und löset es in vielem oder wenigem Wasser auf, je nachdem man sie zur Speise, oder zu einem sauerlichen, erfrischenden Getränke, zubereiten will. Diese harte Milch hält sich viele Monate lang, wenn sie vor Feuchtigkeiten in Acht genommen wird.

Unter den Oertern in Arabien zeichnen sich als Städte von beträchtlicher Größe nur folgende drei aus: Tatmor, oder das ehemalige berühmte Palmira im wüsten Arabien, dessen sehr merkwürdige Ruinen noch übrig sind, unter welchen einige Einwohner ihre Hütten aufgeschlagen haben, die ihren Unterhalt in der Zubereitung des Salzes finden, welches das dabei liegende Salzthal liefert. — Mecca, eine alte Stadt, die in einer gebirgigen Gegend des glücklichen Arabiens liegt. In derselben ist Muhamed geboren, auch findet sich in ihr die Kiabe, oder der heilige Tempel, von welchem die Araber glauben, er stehe auf eben der Stelle, wo ehedem das Haus Abrahams gestanden habe. — Aus beiden Ursachen haben sie eine solche Ehrfurcht vor dieser Stadt, daß sie auf einem Umkreis von etlichen Tagereisen um dieselbe, Niemanden dulden, der nicht ein Muhamedaner ist. Auch ist es jedem, der sich zu Muhameds Religion

bekennet, zur Pflicht gemacht, wenigstens einmal in seinem Leben, hieher zu wallfahrten. Da alle diese Pilgrimme zu einer gewissen, bestimmten Zeit eintreffen müssen; so veranlaßt dies eine große Menge von Reisegesellschaften, die sich nach und nach in 5 Hauptkaravanen vereinigen. Eine derselben kömmt von Syrien her, die zweite von Egypten, die dritte von Jerusalem, die vierte von Bagdad und die fünfte aus Yemen. — Der Tempel oder die heilige Kiabe ist schön und groß, mit verschiedenen Gemählden, Vergoldungen, und all den Geschenken, welche Muhameds Anhänger aus Andacht hieher bringen, bereichert. — Die dritte Stadt ist Medina. Auch nach dieser wallfahrten die Pilgrimme zum Grabe Mahomeds, das hier befindlich ist. Sein Sarg befindet sich in einer großen Moschee, in einer Art von Thurm, wird von 3 marmornen Pfeilern getragen, und ist mit einem 6 Fuß hohen Gitter von feinem Silber eingefaßt. Er ist mit einer Decke vom reichsten, mit Gold und Edelsteinen gesticktem Stoffe bedeckt, und mit einer Menge Lampen, von gediegenem Golde, die beständig brennen, umgeben. Die Wände des Thurms sind mit silbernen Platten belegt. Bei diesem Grabmal verrichten die Pilgrimme ihre Andacht.

Arabien bringt allerlei Specereien, besonders den Weihrauch hervor, der aber fast alle nach der Tür-

kei verschickt wird. Vorzüglich ist der wahre Balsam, auch der weiße, Syrische, Indische, Egyptische genannt, am bekanntesten aber unter dem Namen: Balsam von Mecca und Gilead, eins der köstlichsten Producte. Noch weis man nicht, wo eigentlich der überaus seltene Baum wächst, von dem er kömmt. Die Türken sagen, er sey im steinigten Arabien zu Hause, und seinen Blättern nach, der Myrthe ähnlich. Dieser Balsam ist ein flüßiges, weißliches, etwas ins Gelbliche fallende Harz, von so starken, durchdringendem Geruch, ohngefähr wie eine Citrone, aber dabei überaus stark und gewürzhaft von Geschmack. Die Probe seiner Aechtheit bestehet darin, daß sich einige Tropfen, die man auf reines Wasser fallen läßt, sogleich in ein schwimmendes Häutchen zusammen ziehen, und mit einem feinen Faden in die Höhe ziehen lassen müssen, ohne sich zu zertheilen. Selten aber erhält jemand, außer dem Türkischen Kaiser, den wahren ächten Balsam. In äußerlichen Verletzungen ist er sehr heilend, und soll besonders für Persouen, die das Gehör verloren haben, sehr wohlthätig seyn.

Sonst bringt Arabien auch den besten und wohlschmeckendsten Caffee hervor, und dieser Baum ist hier schon seit 400 Jahren zu Hause. Ein Einsiedler aus dem Arabischen Dorfe Mocha, brachte zuerst im 14. Jahrhunderte den Caffeebaum aus dem Africanischen Abyssinien dahin, wodurch Mocha oder Mocca aus

einem geringen Dorfe bald eine blühende Stadt ward. Der Arabische Caffee heißt der Levantische, und wird für den besten in der Welt gehalten, weil er auf trockenem, bergigten und sandigtem Boden wächst, und weil die Araber seine Beere sehr reif am Baume werden lassen, damit sie auf untergelegte reine Tücher mit leichter Mühe abgeschüttelt werden können, und dann ist auch die ungemein reine und trockene Luft Arabiens dem Trocknen der Bohnen sehr zuträglich. — In der Wüste aber wächst weiter nichts, als etwas Dorngesträuch, ohngefähr anderthalb Fuß hoch, und eine Art Gras, das ohngefähr 4 Zoll hoch wird, nur einen einzigen Halm hat, und sich nicht, wie unser Rasen, in Haufen vereiniget.

Zu dem größten Reichthum der Araber, besonders der in der Wüste herumziehenden Beduinen, gehören die Viehheerden. Wenn man diese auf ihren Zügen antrifft, so siehet man die Wüste, soweit das Auge reicht, mit Heerden von allerlei Gattung bedeckt, welche den beisammen gelagerten Beduinen gehören. Des Abends kommen alle diese Thiere von selbst zurück ins Lager. Jedes kennt das Zelt seines Herrn, vor welchem es sich lagert. Die Milch, Wolle und Felle dieser Thiere, geben den Arabern alles, was sie brauchen, Nahrung, Kleidung und Obdach. Besonders verarbeiten sie Cameel- Ziegenhaar und Schaafwolle.

Ihre Pferde, die sie zum Kriege brauchen, und mit denen sie sehr geschickt umzugehen wissen, sind die besten und schnellesten in der Welt, und dennoch werden sie vielleicht nirgends so kärglich gefüttert. Sie bekommen jeden Tag nur einmal, und zwar sehr wenig zu fressen. Indessen auf langen Reisen, besonders durch die Wüste, ist ihre Erhaltung sehr kostbar, weil ihnen das Getränk nachgetragen werden muß — Die Araber haben von jeher viel Sorgfalt darauf verwandt, daß die ächten Racen dieser Thiere stets unvermischt geblieben sind. Ein langes Geschlechtsregister von einem solchen Pferde erregt ihre ganze Aufmerksamkeit, und erhöhet den Werth desselben beträchtlich. Die erste, beste und edelste Race heißt Queiland. Außer dieser unterscheidet man noch 6 andere, die als ächt angesehen und in sehr hohem Werthe gehalten werden. Die Araber sind die steten Gesellschafter ihrer Pferde, und bringen die Nacht unter demselben Zelte mit ihnen zu. Auch haben diese wenig Untugenden und Tücke. Ein Kind kann auf ihnen ohne Gefahr reiten, und wenn der Reiter aus Ungeschicklichkeit herunter gefallen ist, so stehen sie still, bis er sich wieder aufgesetzt hat. Die Stuten, die ein Araber höchst ungern, und nur aus Noth verkauft, sind außerordentlich theuer. Manche kosten an 2000 Louisd'or, obgleich das schönste Arabische junge Pferd nicht über 3 — 400 gilt. Ueberhaupt aber sehen die Araber nicht auf die Schönheit, sondern auf die Ab-

kunft des Pferdes, weil darauf seine vortreflichen Eigenschaften beruhen. In den heißen Ländern sind die Arabischen Pferde höchst nützlich und dauerhaft, aber in den gemäßigtern Climaten arten sie gewöhnlich aus. Dasselbe Pferd, das in den Arabischen Wüsten 15 Meilen zurücklegt, ohne etwas anders, als einige schlechte Kräuter zu fressen, taugt in einem gebirgigten Lande, und unter einem gemäßigten Himmelsstriche fast gar nichts.

Die besten und nützlichsten Lastthiere für die dortigen Gegenden, sind ohnstreitig die Cameele und Dromedare; jene haben zwei, diese aber nur einen Höcker, worauf bei den Zügen der Araber die sämmtliche bewegliche Habe geladen wird. Auch werden sie von ihnen zum Reiten gebraucht. Doch verursachen sie im Laufen eine heftige Bewegung, (denn ihr Gang ist nichts weniger, als sanft,) können weite Märsche ausdauern, und sich wol 5 — 6 Tage ohne Saufen behelfen. Sie fressen nur im Vorbeigehen, und im vollen Lauf das wenige Dorngesträuch, was sie in der Geschwindigkeit um und neben sich erreichen können, des Nachts liegen sie ganz ruhig auf der Erde. Im Nothfall können sie Fressen und Saufen, das sie nur eigentlich begierig hinunter geschluckt haben, wieder heraufholen, und wie das Rindvieh, wiederkauen. — Sie kennen nichts, als die Einwohner ihres Landes; denn kommen sie in andere Gegenden und erblikken da andere Gesichter, und Gegenstände, z. E. Tür-

ken, Häuser, Hunde und andere Thiere u. s. w. so erschrecken sie heftig. Allen diesen fremden, ungewohnten Gegenständen nähern sie sich nur mit einem scheuen Mißtrauen, nehmen im vollem Laufe die Flucht, und sind nur mit der allergrößten Mühe vorbeizubringen; der ersten Mauer, die sich zeigt, nähern sie sich nur mit dem äußersten Zwange. Eine Ratze, die sie unvermuthet erblicken, kann sie auf einige Augenblicke so wild machen, daß sie im vollen Laufe die Flucht nehmen, Seitensprünge machen, und den Reiter abwerfen. Sie über die erste Brücke zu bringen, braucht es viele Zeit, denn sie merken gleich, daß sie nicht auf festem Boden gehen, und wollen durchaus, wenn sie den ersten Fuß darauf gesetzt haben, nicht weiter vorwärts. Uebrigens aber lassen sie sich von den Arabern, die sie kennen, und unter denen sie leben, leicht regieren und lassen sich geduldig mit ihrer Last beladen. — Die besten Cameele sind im glücklichen Arabien, nur sind sie etwas kleiner, als die Africanischen. Der Preis eines solchen Thiers ist gewöhnlich nach unserm Gelde 50 Thaler; auch vertauschen sie die Araber oft gegen Korn und andere Dinge, die ihnen unentbehrlich sind. — Man bedient sich ihrer auf weiten Reisen auch aus der Ursache sehr gern, weil eins von ihnen eine größere Last, als 3 Pferde, tragen kann. — Reisende, die den Gang der Cameele zu beschwerlich finden, oder sich fürchten, auf ihrem Rücken, in einem Sattel zu sitzen, der vorn

und

und hinten mit einer Stange versehen ist, damit man sich daran desto besser halten könne, setzen sich in einen Korb, der die Form einer Nische hat, und hängen dann, um ein Gegengewicht zu haben, ihr Gepäck auf die andre Seite, wenn anders nicht auch da Jemand in einem solchen Korbe sitzt.

Außer diesen für die Reisebedürfnisse der Araber so äußerst nützlichen Thieren, giebt es auch andere, die ihnen zu Leckerbissen dienen. Dahin gehören unter andern eine Art großer Heuschrecken, die sie gebraten und geröstet auf ihren Märkten feil haben. Der Geschmack derselben ist gar nicht widrig, und kommt ohngefähr dem Geschmack des Rehfleisches gleich.

Den Büffeln geben die Araber den Namen Flußochsen, weil sie sich gern am Wasser aufhalten, und gut durch Flüsse schwimmen. Des Morgens und Abends siehet man große Heerden dieser Thiere durch den Euphrat setzen. Alle halten sich dicht an einander geschlossen, und die Hirtenknaben, die auf dem letztern derselben stehen oder liegen, oder auch schnell von einem Rücken den andern über sie hinlaufen, treiben sie zur Eile an. Am Ufer siehet man sodann Weiber und Mädchen geschäfftig, das Futter für den Abend zusammen zu lesen, und in Bündel zu binden. Darauf ziehen sie die Art von Hemd, das sie anhaben, aus, befestigen es auf ihrem Kopfe, werfen die Grasbündel ins Wasser, und treiben sie schwimmend an das jenseitige Ufer ihres Vaterlandes. Und

doch sind diese Arabischen Hirtinnen öfters die Töchter angesehener Eltern.

Hier in Arabien hält sich auch der bekannte schönste wilde Vogel in ganz Südasien, der Pelecan, auf. Er heißt auch Tecab oder Wasserträger. Denn in der Wüste, wo das Wasser so selten ist, bemerkt man, daß er sein Nest zwar um der Sicherheit willen weit vom Wasser weg, bauet, weil die durchreisenden Beduinen allemal in der Nähe des Wassers ihr Lager machen; damit er aber seinen Jungen zu trinken verschaffe, holt er das Wasser zuweilen 2 Tagereisen weit in dem Sacke seines Schnabels, den er sehr erweitern kann, herbei. Daß er sich aber in die Brust beiße, um seine Jungen mit seinem eignen Blute zu tränken, ist erdichtet.

XI.

Das Cochenille-Insekt.

Den meisten von unsern Lesern ist die Cochenille wenigstens in so fern bekannt, daß sie dieselbe als einen kostbaren Färbestoff haben nennen hören; aber sehr vielen wird es angenehm seyn, eine naturhistorische Beschreibung dieses merkwürdigen Naturerzeugnisses hier zu finden.

Unter Cochenille verstehet man kleine runzlichte, hochrothe Körner, von denen man ehedem lange Zeit nicht wußte, ob sie Saamenkörner einer ausländischen Pflanze, oder getrocknete Käferchen seyen. Erst in neuern Zeiten haben die Naturforscher mehr Licht über diesen Gegenstand verbreitet.

Diese Körner gehören dem Thierreiche zu, und sind die Körper eines gewaltsam getödteten Insekts. Amerika ist sein Vaterland, und die Gewinnsucht und der Handelsgeist sind dort sehr bemüht, dies Insekt jährlich so stark als möglich zu vervielfältigen. Man hat zu dem Ende große, weitläuftige Anstalten in Mexico und Brasilien errichtet, worin es genährt und gepflegt wird,

so wie man in Deutschland Maulbeerplantagen angelegt hat, um den Seidenbau emporzubringen.

Das Cochenille-Insekt hat einen hohen, gewölbten Rücken, und sowol Männchen als Weibchen ist mit sechs schönen, hellrothen Füßen versehen. Das Männchen ist ein vorzüglich schönes und zart gebildetes Insekt, über und über von der schönsten rothen Lackfarbe. Die Füße sind besonders hochroth. Die Brust ist von ovaler Form, und mit dem Kopf durch ein sehr feines Band verbunden. Die Fühlhörner sind von der halben Länge des ganzen Körpers, und an der äußersten Spitze kugelförmig. Vom Hintertheile des Insekts, gehen zwei weiße Fäden, wie feine Federn, welche wol dreimal länger sind, als der Leib. Es hat zwei strohfarbene Flügel von äußerst feinem Gewebe, die an den Seiten aufwärts stehen. — Dem Weibchen fehlen die Flügel, ist aber übrigens eben so geformt, wie das Männchen. Sein gewölbter Rücken ist mit einer weißen Substanz, wie der feinste Puder, bedeckt, und am Unterleibe befinden sich mehrere Querstriche. Vorn an der Brust ist das Maul, mit einem purpurrothen Rüssel versehen, welchen das Insekt zum Saugen des Pflanzensaftes gebraucht, von dem es sich nährt. Auch das Weibchen hat 6 Füße von hochrother Farbe. Es begattet sich 20 Tage nach einer Ausbildung, und stirbt, wenn es die sehr große Anzahl seiner Jungen hervorgebracht hat. Diese sehen anfänglich aus wie Punkte, und man hält sie eher

für Eierchen, als für Thiere. Auch bewegen sie sich in den ersten 24 Stunden ihres Daseyns fast gar nicht; aber nach Verlauf dieser Zeit rennen sie schnell auf dem Blatt umher, auf welchem sie geboren sind. Noch kann sie aber das unbewaffnete Auge nicht unterscheiden, und unter dem Vergrößerungsglase sehen sie um diese Zeit aus, wie Pünktchen von einer unförmlichen, rothen Substanz, die mit weißen, höchst feinen Pflaumfedern oder Dunen bedeckt ist. Erst nach drei bis vier Tagen braucht man kein Glas mehr, um diese dunenartige Bedeckung zu erkennen, und nun geht es mit dem Wachsthum des Insekts sehr schnell vorwärts, bis es die Größe eines Reißkorns erreicht hat. Je größer es wird, destomehr vermindert sich seine Lebhaftigkeit, und wenn es völlig ausgewachsen ist, bleibt es auf seiner Stelle am Blatte festsitzen, unbeweglich, wie todt. Um diese Zeit muß man es einsammeln, weil es sonst späterhin Junge zur Welt bringt, dann stirbt, und für den Färbestoff verlohren geht.

Unter einem Häufgen von Insekten, welche mit dem gedachten weißen Puder, oder der dunenartigen Substanz bedeckt, auf einem Blatt beisammen sitzen, sieht man zuweilen einige walzenförmige, senkrecht emporstehende Puppen, und das sind eingesponnene Männchen, die nach ihrer Verwandlung mit Flügeln versehen sind. Diese stechen wol drei Tage früher aus dem Gespinnste hervor, als das Insekt seine völlige Bil-

dung erlangt. So, mit Flügeln geschmückt, leben sie nur 3 — 4 Tage, in welcher Zeit sie ihre Weibchen befruchten.

Bei der Gewinnung und Zubereitung der Cochenille gehet man auf folgende Art zu Werke:

Wenn die Regenzeit vorüber ist, werden erst kleine Bündel von sehr feinem Moose auf die Stacheln des Cactus *) festgesteckt. In diese Bündel verkriechen sich die Weibchen, wenn sie Junge hervorbringen wollen, ihrer 10 — 12 zusammen, und schon nach wenig Tagen lebt und webt alles auf dem ganzen Blatte von jungen Insekten. Bald breiten sie sich über die ganze Pflanze aus, und sind bald so groß und reif, um eingesammelt werden zu können. Einige dazu besonders abgerichtete Sklaven gehen wöchentlich etlichemal von Pflanze zu Pflanze, und streifen mit einem

*) Diese Pflanze, die man auch Erdfeige nennt, ist der Auffenhalt des Cochenille-Insekts und ihr Saft ist seine Nahrung. In Südamerika, besonders in Brasilien, heißt sie Orumbela. Ihr dickes, fleischiges Blatt wächst an keinem Stiele, sondern gleich aus dem Stamme, und Blatt an Blatt hervor. Es ist von ovaler Form, auf der obern Seite flach, und etwas gekrümmt, und hat runde, einen Zoll lange, spitzige Stacheln. An Farbe sind diese Blätter innen und außen dunkelgrün, werden aber immer heller, und endlich gelblich, wenn sie älter sind. Die Frucht, eine Art von Feige, bildet sich, den neuerzeugten Blättern gleich, ohne Stiel an den Seiten oder an dem Rande eines Blatts. Wenn die Frucht ihre volle Reife erlangt hat, kann man einen scharlach-

Stäbchen von Bambusrohre, das wie eine Feder geschnitten ist, die ausgewachsenen Insekten in ein Gefäß ab, wobei sie sich sorgfältig vorsehen, daß keine Halbgewachsenen oder ganz Junge damit abgenommen werden. Ueberall lassen sie mehrere recht schöne große Weibchen sitzen, damit durch diese die Fortpflanzung unterhalten werde. Sklaven von schlechter Art verhindern diese Fortpflanzung, indem sie aus Unachtsamkeit alles abstreifen, und weder die nöthige Anzahl von Weibchen, noch auch die Jungen schonen.

Ist durch dieses Einsammeln eine gute Menge solcher Insekten zusammengebracht worden, so wird eine Quantität davon um die andere in eine flache, irdene Schüssel gestreut, und lebendig auf Kohlen gesetzt. Da müssen denn die armen Thiere, unter stetem, langsamen Umrühren mit einem zinnernen Grif-

rothen Saft aus ihr pressen, der, wenn er getrunken wird, den Urin scharlachroth färbt.

Man hat sonst geglaubt, die rothe Farbe, die das Cochenille-Insekt enthalte, sey eine Folge von dem Genusse des Cactusblattes; aber das ist gewiß ungegründet. Denn der Saft der Blätter hat gar keine Farbe, sondern ist klar, wie Wasser.

Ob auf einer Pflanze junge Insekten vorhanden sind, davon kann man sich sehr leicht überzeugen. Man darf nur darnach sehen, ob sich auf der vertieften Seite der Blätter eine feine, weiße Substanz bildet, als wenn Puder darauf gestreut wäre. So beginnt das Daseyn dieser Insekten sich dem Auge darzustellen; aber späterhin wird diese Substanz immer stärker, wolligter, und dunenartiger.

fel, lebendig rösten und elend sterben. Dieses Umrühren wird so lange fortgesetzt, bis von der dunenartigen Substanz nichts mehr zu sehen ist, und alle wässerigen Theile gänzlich verdünstet sind. Auch sprützt man, um das allzuschnelle Rösten zu verhindern, welches der Farbe schädlich ist, von Zeit zu Zeit Wasser über sie hin. Wenn nun endlich eine dunkelrothe Farbe sie um und um überziehet, und ihre Gestalt sich in die Form der Körner verwandelt hat, die mehr zum Pflanzen= als zum Thierreiche zu gehören scheinen, so ist dies das Zeichen, daß sie genug geröstet sind. Im Oktober beginnt die Pflege und das Einsammeln der Insekten und dauert fort bis zum März. Sonst hatte in Brasilien der König von Portugall allein das Recht, Cochenille zu sammeln, aber nach neuern Nachrichten ist dieser Handelszweig nun allgemein Preis gegeben, und es liegt weder an dem Mangel von Freiheit, noch an den in der That schönen Pflanzungen, die daselbst sind, sondern allein an der Nachlässigkeit und Trägheit der Portugiesen in Brasilien, daß sie nicht weit reichere Erndten jährlich machen, und dadurch den hohen Preis vermindern, in welchem dieser Färbestoff stehet.

XII.

Das Erdbeben zu Lima im Jahr 1746.

Die Stadt Lima, der Hauptort im Königreich Peru, giebt seit dem fürchterlichen Erdbeben, das sie über den Haufen warf, dem Fremden einen sehr traurigen Anblick. Seit dieser schrecklichen Catastrophe, wodurch sie gänzlich verwüstet ward, ist ihr Schaden noch nicht wieder hergestellt, und alles stellt dem staunenden Auge das grausende Bild einer allgemeinen Zerstörung dar.

Es war zu Ende des Oktobers, im Jahr 1746, gegen 11 Uhr des Nachts, da sich die ersten Stöße eines Erdbebens spüren ließen, und in einer Zeit von 4 Minuten, in der ihre größte Gewalt sich äußerte, ward die ganze Stadt über den Haufen geworfen. Das Unglück geschah so schnell, und die Verwüstung war so allgemein, daß es unmöglich war, der Gefahr durch die Flucht zu entgehen. Viele Menschen wurden unter den Trümmern der Häuser verschüttet, andere auf den Straßen durch den Umsturz der Mauern zerquetschet.

Und dennoch ist von den 60,000 Einwohnern der Stadt etwa nur der zwölfte Theil umgekommen. Viele wurden in den Höhlungen, die der Einsturz der Häuser veranlassete, gerettet; andere befanden sich oben auf den Trümmern, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen waren, denn unter so dringenden Umständen hatte Niemand Zeit gehabt, sich nach einem Sicherheitsorte umzusehen, und Jeder retirirte sich dahin, wohin die Eile und der Zufall ihn warfen. Die Erdstöße erschütterten die Gebäude so gewaltsam, daß jeder Stoß einen großen Theil davon einwarf, und die herabfallenden Lasten und Trümmer zerschmetterten im Fallen noch vollends alles, was stehen geblieben war. Von den beiden Thürmen der Cathedralkirche wurde der eine umgeworfen, bis ans Dach der Kirche, der andere bis an die Glockengegend; die Kirche selbst aber wurde durch den Einsturz der Thürme völlig zerschmettert und verwüstet. Der prächtige Triumpfbogen, welchen der letzte Unterkönig von Indien auf der Brücke hatte errichten, und worauf er die Bildsäule Philipp V. zu Pferde, hatte setzen lassen, — dieses, wegen seiner Architektur, und seines imponirenden Ansehens, äußerst prachtvolle und kostbare Meisterstück, — stürzte ein, und ward in Schutt verwandelt. Der Pallast der Audienza, das Tribunal der Inquisition, die Universitäts- Schul- und andere Gebäude von Wichtigkeit, behielten nichts übrig, als schwache Spuren ihrer vorigen Herrlichkeit. Die Erd-

stöße folgten mit großer Schnelligkeit und Stärke auf einander, daß man ihrer in einer Zeit von etwa 24 Stunden über 200 zählen konnte. Noch bis in den Monat Februar des folgenden Jahrs, wurden diese Stöße von Zeit zu Zeit, bald heftiger, bald geringer wiederholt, und unter den 400, die bis dahin gespürt wurden, waren manche noch sehr nachdrückliche, die erstaunlichen Schaden thaten.

In eben jener schrecklichen Nacht hatte die Festung Callao dasselbe Schicksal. Nur einige Thürme und ein Theil des Walles, hielten die ersten Stöße ab, allein der Verlust der Gebäude war nicht zu vergleichen mit der schrecklichen Begebenheit, die auf die Erschütterung folgte. — Callao war der Hafen von Lima und lag 2 Stunden von der Stadt auf einer Landspitze, die etwa 10 Fuß über dem Wasser hervorragte. Hier stieg das Meer mit solcher Gewalt in die Höhe, daß es mit seinen Wellen die oberste Fläche der Mauern erreichte. Gleich darauf wich es zurück, und kam mit erneuerter Wuth wieder, thürmte ganze Gebirge seiner schäumenden Wellen in die Höhe, und fiel auf die ganze Festung, so daß sie gänzlich davon überschwemmt ward. Zum zweitenmal wich das Meer zurück, um mit desto größerer Heftigkeit wieder zu kommen, und jetzt verschlang es diese unglückliche Stadt durch eine neue Ueberschwemmung so gänzlich, daß nichts, als ein Stück Mauer von der Schanze zum heiligen Kreutze, zum Beweise, daß

wenig Stunden zuvor, noch eine Stadt und Festung hier gestanden habe, übrig blieb. Von 24 Schiffen, die in dem Hafen lagen, versanken 19; die andern wurden von der Gewalt der Wellen fortgeführt, und blieben, eine ansehnliche Weite vom Ufer entfernt, auf dem trockenen Lande sitzen.

Die Einwohner von Callao, die sich auf mehr, als 4000 beliefen, kamen bei dieser Ueberschwemmung alle um, bis etwa auf 200, die das Glück hatten, sich zu retten. Es waren dies diejenigen, die auf den 4 Schiffen gewesen waren, welche über den Hafen hinaus aufs feste Land gehoben wurden. Zwei und zwanzig andere Personen hatten ihr Leben jenem Stücke Mauer zu verdanken, das allein der Gewalt der Wellen und des Oceans zu widerstehen vermocht hatte. Von diesen erfuhr man, daß verschiedene der Einwohner Breter und Balken ergriffen hatten, und lange Zeit auf dem Wasser herumschwammen, bis endlich die stürmenden Wellen sich an die Klippen warfen und sie so zerschmetterten. — Andere hatten sich durch die Flucht landeinwärts retten wollen, weil aber die Wellen in kurzer Zeit so hoch stiegen, daß sie in einem Augenblicke eine Strecke von einigen Stunden bedeckten, so wurden auch die armen Flüchtlinge von dem Wasser eingeholt, und mitten auf dem Wege verschlungen.

Man kann den Schaden, den Callao erlitten hat, schwerlich genau berechnen. Man weiß nur soviel

mit Gewißheit, daß er ganz außerordentlich groß gewesen seyn müsse, weil dazumal alle Magazine und Waaren-Niederlagen, mit Getraide, Talg, Branntewein, Tauwerk, Holz, Eisen und allen Arten von Waaren und Vorräthen angefüllt waren. — Man hat die Kosten, welche hätten aufgewendet werden müssen, um die Sachen wieder in denselben Stand zu setzen, wie sie vor dem Unglücksfalle waren, auf mehr als 600 Millionen geschätzt.

Während dieser entsetzlichen Nacht, die Callao so ganz vernichtete, schmeichelten sich die Einwohner von Lima, ihre Zuflucht und Hülfe bei ihrem Unglück, dort zu finden. Ihr Schmerz verwandelte sich daher in wahre Verzweiflung, als sie erfuhren, daß diese Stadt nicht mehr da sey. Die Nachricht davon wurde durch einige Soldaten überbracht, die der Unterkönig auf die Küsten ausgeschickt hatte. — Dieser Unterkönig bewies bei diesen traurigen Umständen, einen Eifer, einen Muth und eine Klugheit, die ihm die Bewunderung und das Lob der ganzen Nation erwarben. Ohne ihn hätte die Hungersnoth all die Unglücklichen, die dem Erdbeben entgangen waren, noch vollends aufgerieben. Die Lebensmittel, die man von Callao erwartete, waren mit der Stadt selbst verloren, die Backöfen in Lima zerstört, die Mühlen über den Haufen geworfen. Mit einem Worte, mehr als 50,000 Menschen sahen sich ohne Brod, und kein Weg war ihnen offen, sich Unterhalt zu er-

werden. Und dennoch verlor der Unterkönig in dieser schrecklichen Verwirrung seinen Kopf und seine Entschlossenheit nicht. Ohne Verzug schickte er sogleich an alle Beamten der benachbarten Provinzen den Befehl, alles Mehl ihres Bezirks aufs schleunigste herbeizuschaffen. Er nahm Maurer, Becker und Schlächter zusammen, und ließ sie Tag und Nacht arbeiten, um die Mühlen, Backöfen und Schlachthäuser wieder in Stand zu setzen. Als er erfuhr, daß die Küste voller todten, unbegrabenen Leichname liege, und daß das Meer in jedem Augenblicke eine große Menge von allerhand Geräthschaften ans Ufer werfe, gab er nicht nur sogleich Befehl, die Todten zu begraben; sondern machte auch die wirksamsten Anstalten, die ausgeworfenen Effekten zu retten, und ein genaues Verzeichniß darüber zu verfertigen. Bei Lebensstrafe war es verboten, das Geringste für sich zu behalten. Es waren 2 Galgen errichtet, einer zu Lima, der andre zu Callao, und ein Paar Beispiele von strenger Gerechtigkeit hielten die Habsüchtigen im Zaum. Die Polizei, die er veranstaltete, unterbrach Diebstahl und Mord, welche sonst durch die allgemeine Verwirrung begünstigt wurden. Sobald auch die Erde und das Meer wieder ruhig geworden zu seyn schienen, ließ er sogleich Plane zur Wiederaufbauung der beiden zerstörten Städte, Lima und Callao, entwerfen, und ein gewisser Herr Godin, damals Professor der Mathematik, hatte den Auftrag dazu. Durch seine Vermit-

telung geschahe es demnach, daß beide Städte in ziemlich kurzer Zeit wieder aufgebauet wurden; aber mehr als ein Jahrhundert wird dazu gehören, ihnen den Flor und die Schönheit wieder zu geben, die in einer einzigen Nacht so gänzlich zerstört wurde.

So schnell und unerwartet es mit dem Erdbeben in Peru auch gehet, so spürt man doch allezeit einige Merkmale davon vorher. Es läßt sich wol eine Minute vor der Erschütterung ein unterirrdisches Getöse hören, das sich hie und da verbreitet, und bald dem Brüllen der Ochsen, bald dem Donner der Canonen gleichkömmt; die Thiere haben allzeit die ersten Ahndungen von dem Unglücke, das erfolgen soll. Die Hunde fangen an, erbärmlich zu heilen. Die Lastthiere bleiben stehen, und treten, gleichsam instinctmäßig mit den Beinen weit auseinander, um gewisser zu stehen, und nicht umzufallen. Die Menschen, über diese Anzeigen erschrocken, verlassen ihre Häuser, flüchten auf die Straßen, laufen nach großen, freien Plätzen und suchen hier die Sicherheit, die sie unter ihren Dächern nicht finden. Tritt das Unglück gerade zur Nachtzeit ein, so laufen sie so nackt, wie sie sind, davon, denn in jenen Gegenden pflegt man beim Schlafengehen auch das Hemd abzulegen. Da die Gefahr und die Begierde, das Leben zu retten, sie an keine Schaamhaftigkeit denken läßt, so würden die mancherlei Figuren und Gruppen wirklich einen komischen Anblick geben, wenn man in diesen schrecklichen Augenblicken

mit etwas anderen, als mit der eignen Lebensrettung beschäfftigt seyn könnte. Hiezu kömmt denn noch das Geschrei der Kinder, das klägliche Winseln der Weiber, die ihre Heiligen anrufen, die lauten Klagen der Männer selbst, die ihr Schrecken nicht verbergen können, und allen männlichen Muth verlieren, — dies alles zusammengenommen giebt nur ein schwaches Bild des Elends und Jammers, der dann überall verbreitet ist. Die allgemeine Bestürzung hört nach den ersten Erschütterungen nicht auf. Niemand getrauet sich in sein Haus zurückzukehren, aus Furcht, daß diese Erdstöße wiederkommen. Und es geschiehet auch nicht selten, daß die Häuser erst durch einen neuen Stoß einfallen, nachdem sie durch den ersten erschüttert und aus ihren Fugen gebracht sind.

Diese entsetzlichen Bewegungen der Natur halten keine bestimmte Ordnung, weder in ihrer Dauer noch Heftigkeit; es bleibt aber niemals Zwischenzeit genug, um ihre Wirkung zu vergessen. Selten gehet ein Monat in Lima hin, wo man nicht einige Erschütterungen spüren sollte; doch eine so schreckliche, allgemeine Verwüstung, wie die Beschriebene, fällt zum Glück in einem halben, ja wol in einem ganzen Jahrhundert, nicht vor. Im Jahr 1687 erfuhr Lima ein ähnliches Schicksal, wie 1746, und vor jenem Erdbeben, das soviel Schaden in der Stadt und auf dem Lande anrichtete, waren die Getraide-Erndten von Waitzen und Gerste, so ergiebig im Lande, daß die

Ein-

Einwohner ihr hinlängliches Auskommen hatten, und kein fremdes Getraide kommen zu lassen brauchten. Aber nach diesem Unglück änderte der Erdboden seine Fruchtbarkeit so gänzlich, daß das Korn darin verfaulte, ohne zu keimen. Man schrieb dies der Menge des Schwefels und Salpeters zu, womit die Erde geschwängert war. Die Landeigenthümer, sahen sich daher genöthigt, ihre Felder zu einem andern Gebrauche zu bestimmen; sie säeten Lucerne, und pflanzten Zuckerrohr, die nicht verdarben, und ihnen wieder Vortheil gewährten. Diese gänzliche Unfruchtbarkeit des Landes für Getraide, dauerte wol 40 Jahr; nach dieser Zeit verbesserte sich der Boden allmälich, und bekam seine alte Fruchtbarkeit wieder. Allein, — es sey nun, daß man von den neuen Produkten mehr Vortheil zog, oder daß die Landleute sich auf den Anbau des Getraides weniger legten — so ist doch soviel gewiß, daß man jetzt nicht mehr soviel Korn bauet, wie zuvor. Ohngeachtet man nach dem letztern Erdbeben dieselbe Veränderung des Bodens spürt, so ist man darum doch weniger besorgt, da ein einträglicher Getraidehandel zwischen Lima und dem Königreich Chili eröffnet ist.

XIII.

Das Argali, oder sibirische wilde Schaaf.

Bei dem Argali ist die Geschlechts-Verwandtschaft mit unserm Wollenvieh nicht zu bezweifeln: wenigstens sind die Merkmale, welche dieses Thier, das Hausschaaf und die Ziegen unterscheiden, nicht hinreichend, um jedem davon ein eignes Geschlecht anweisen zu können.

Das Vaterland des Argali sind die felsigten Vorgebirge von den Bergketten, die ganz Asien bis an das östliche Weltmeer durchschneiden; selbst in dem kalten, östlichen Sibirien wird es, der Bergweide wegen, die es liebt, sehr häufig angetroffen. Bevölkerte Gegenden verläßt es, und ziehet Wüsten und Einöden vor. Daher sind die gebirgigen Gegenden der Mongolischen, Songarischen und Kirgisischen Steppen, so wie die Wüsten zwischen dem Onon und Agun,*) ihre Lieblingsgegenden. Eini-

*) Der Onon und Agun oder Argun sind zwei beträchtliche Arme eines Flusses, der aus dem Amur

gen Nachrichten zufolge, sollen sie sich bis nach den Kurilischen Inseln *) hinüber ziehen, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß das in Amerika vorhandene, diesem ähnliche Thier, vielleicht das Argali selbst sey.

Man sieht sie in kleinen Haufen von 8 — 10 Stück beisammen. Die Mütter aber sondern sich, kurz vor dem Werfen, von der Gesellschaft ab, und erziehen die Lämmer allein. Sie werfen im Anfange des März, eins oder auch wohl zwei Junge, aber niemals mehr. Schon im Anfang des Mai verlieren sie, des Schnees und der heftigen Nachtkälte ohngeachtet, ihr Winterhaar. Desto dicker und wolligtkrauser bleibt hingegen das zweite Haar der Lämmer den ganzen Sommer hindurch. Schon im zweiten Monat bekommen die Lämmer die breiten schwarzen Keime der Hörner, woraus nachher bei den Widdern so ungeheure Hörner entstehen, die oft 14 — 15 Pfund wiegen. Mit diesen gewundenen Aufsätzen fechten die Widder, vorzüglich zur Brunstzeit mit ein-

M 2

im Nordosten der Calcas-Mongolei im asiatischen Rußland, entspringt. Der Onon fließt in Osten, und der Kerton in Süden in den See Dalai oder Culon, und der letztere heißt nach seinem nordöstlichen Ausflusse aus dem See: Agun.

*) Die Kurilen sind eine Sammlung von Inseln südwärts von Camtschatka, mit welcher Halbinsel sie, bis zu den Japanischen Inseln hin, einen halben Mond formiren.

ander so heftig, daß oft einer den andern vom Felsen herabstürzt, und so diese Zweikämpfe nicht selten einem von den Streitern das Leben kosten. Die Mutterschaafe erhalten nie so starke Hörner, wie auch nur die jüngsten Widder haben, sondern haben weit kleinere und seitwärts gewundene, halbmondförmige Hörner. Auch in Absicht der Körpergröße sind ihnen die Widder stets überlegen, so daß manche der letztern über 300 Pfund wiegen, wenn jene kaum 200 schwer sind. — Das Thier selbst kann etwa in seiner Größe mit einem mittelmäßigen Rennthier verglichen werden. Der Hals ist mäßig lang und ziemlich rund und voll; der Kopf gleicht völlig einem Widderkopfe mit mäßig gewölbter Schnauze. Der Leib ist rund und fleischigt, mit sehr starker Brust und starken Vorderbeinen, weil diese im Sprunge von einem Felsen das Meiste auszuhalten haben. Die Klauen sind wie Schaafsklauen geformt; der Schwanz ist ganz kurz, glatt und kahl; das Haar strebt am ganzen Körper, ohne sichtbare Wirbel, rückwärts, nur auf dem Bauche hat es eine entgegengesetzte Richtung. Das Sommerhaar ist im Frühling kaum 4 Linien lang und schlicht, wie bei den Rehen. Die Farbe desselben, am Halse und auf dem Rücken, ist bräunlich dunkelgrau; die Hinterbacken sind gelb, und durch einen auf dem Rücken hinlaufenden Strich getheilt; die Höhlung des Genicks ist schwärzlich, der Kopf dunkelgrau, das übrige weißgrau.

Ganz anders verhält es sich mit dem Winterhaar. Dann ist der Kopf graubräunlich, die Kehle weißgrau, der Nacken und Rücken rostbraun, und gegen die Hinterbacken gelblicher, die äußere Seite der Keulen und Schenkel schwärzlich, die innere fast ganz schwarz, der Bauch isabellenfarbig, die Hinterbacken bis auf die Mitte des Beins ganz weiß, und der Schwanz hat an der Spitze einen schwärzlichen Zipfel. Das Haar des Widders liegt anderthalb Zoll hoch, wie gewellt, auf dem Rücken, und ist sehr weich. Am zottigsten ist es am Halse und am kürzesten an der Schnauze, den Füßen und am Schwanz.

Vom Frühling bis zum Herbst nähren sie sich in den Thälern, und auf den Berglehnen von kräftigen, aromatischen Bergpflanzen und Geströuchen. Im Winter aber ziehen sie auf den freiesten Höhen der Berge herum, wo der Schnee nicht liegen bleibt, und das trockene Gras nebst einigen Sträuchern, wintergrünen Kräutern und Moosen, ihnen nothdürftige Nahrung gewähren. Im Herbst sind sie oft so fett, daß sie dem Jäger nicht lange Arbeit machen. Die Jagd dieser Thiere erfordert übrigens sehr viele Vorsicht, denn sie pflegen gern die höchsten und steilsten Felsen zu erklettern, wenn sie Menschen erblicken. Gewöhnlich verbirgt sich ein Jäger unten im Thal, die andern aber suchen durch versteckte Schluchten die Höhe des Berges zu gewinnen, da sie denn dem Zurückgebliebenen ein Zeichen geben, der durch seine

bloße Annäherung den oben laurenden Jägern das Wild zutreibt. Es läuft ohne Sprünge, hält aber ungemein lange aus, und flüchtet nie gerade aus, wie das Reh. Die Mutterschaafe treiben gewöhnlich die Lämmer vor sich her. Ueber breite Felsenklüfte siehet man sie die gefährlichsten Sprünge wagen, wobei sie den Kopf weit zurückziehen und die Hörner gegen den Rücken legen, um durch deren Schwere nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Der bekannte Reisende, Steller, sah einmal sogar ein flüchtiges Argali auf einen ganz schmalen Felsen-Absatz so weit hinaus rennen, daß es endlich nicht mehr mit allen 4 Füßen stehen, noch weniger sich umwenden konnte, und so, eine Zeitlang, am Felsen gelehnt, gleichsam schwebte, bis es endlich von der Höhe herabstürzte. *)

Die Camtschadalen sind auf die Argali-Jagd so erpicht, daß sie sich durch keine Gefahren davon abhalten lassen, obgleich jährlich Mancher zwischen den Felsen und Schneelawinen umkömmt. Das Fleisch, und besonders das Fett dieser Thiere, scheint ihnen ein so herrlicher Leckerbissen, daß sie sich denselben mit der größten Lebensgefahr zu verschaffen suchen. —

*) Wenn uns aber eben dieser Steller in seiner Reise nach Camtschatka erzählt, daß der Bär die Argalis auf steile Klippen-Absätze treibe, alsdann auf einen höhern Ort zu kommen suche, und diese Thiere entweder mit heruntergewälzten Steinen tödte, oder zu einem tödtlichen Sprunge zwinge, — so siehet diese Erzählung mehr einem Mährchen ähnlich.

Nicht weniger schätzbar sind ihnen die Winterfelle wegen des dicken, und mit zarter Wolle unterwachsenen Haars, die sie zu Oberkleidern und Teppichen gebrauchen. Aus den Hörnern machen sie Schöpfkellen, Löffel, Tobackshörner und Reisebecher. — Das Fleisch der Lämmer soll einen sehr zarten, angenehmen Wild-Geschmack haben, die andern aber haben ein schlechtes Fleisch. Das Fett ist talgigt, im Frühling nur sehr sparsam vorhanden; im Herbst aber setzt es sich, vorzüglich auf dem Rücken, wie bei Hirschen, oft einer Handbreit dick an.

Der Name Argali ist Mongolischen Ursprungs und scheint einen Felsen, oder Bergbewohner auszudrücken. Uebrigens hat das Thier bei jedem Volksstamm einen andern Namen, dessen Erwähnung hier aber unnöthig ist. In wiefern dies Thier mit dem Muflon auf den Inseln Sardinien und Corsica übereinstimme, haben unsere Naturforscher noch auszumachen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gemeinnützige Unterhaltungen über Länder- Natur- und Völkerkunde aus den neuesten, besten englischen, französischen und deutschen Reisebeschreibungen gezogen, und für Leser aus allen Ständen bearbeitet von einer Gesellschaft naturforschender Freunde
Bd.: 1.

Erfurt (1803)

Geo.u. 479 k-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430160-0